

UNIVERSAL  
LIBRARY

**OU\_220282**

UNIVERSAL  
LIBRARY



**OSMANIA UNIVERSITY LIBRARY**

**Call No.**

**Accession No.**

**Author:**

**Title**

**This book should be returned on or before the date last marked below.**

---



# DIE ARMUT INDIENS

## EINE ÖKONOMISCH-SOZIOLOGISCHE BETRACHTUNG

von

**Dr. phil. JAFER HASAN**

Professor der indischen Wirtschaftsgeschichte

und

Lehrer der deutschen Sprache an der Osmania-Universität  
zu Hyderabad (Dn) Indien



1 9 3 1

VERLAG J. HÖRNING, HEIDELBERG



# Inhaltsverzeichnis.

	Seite
<b>Vorwort</b>	1
<b>I. Wie groß ist die indische Armut?</b>	5
1. Über den Begriff „Indien“	5
2. Das indische Volksvermögen und Volkseinkommen	7
3. Die indische Lebenshaltung	12
4. Indische Hungersnöte	15
5. Epidemien in Indien	21
6. Alkoholismus in Indien	25
<b>II. Worauf beruht der Wohlstand des indischen Volkes?</b>	32
a) Natur	34
1. Indiens geographische Lage	34
2. Indiens Bodenschätze	36
3. Indische Landwirtschaft	42
4. Verkehrswege Indiens	46
b) Der Mensch	51
1. Der Einfluß des indischen Klimas	53
2. Der Einfluß der Religionen	57
3. Das Bevölkerungsproblem Indiens	67
<b>III. Die Ursachen der indischen Armut</b>	82
a) Soziale Ursachen der indischen Armut	84
1. Das indische Familiensystem	87
2. Das Kastenwesen Indiens	90
3. Volkssitten und Gebräuche	93
b) Politische Ursachen der indischen Armut	100
1. Der britisch-indische Staat und seine Tätigkeit	103
2. Das Bildungswesen in Indien	106
3. Vernichtung der indischen Heimindustrie	111
4. Das Steuersystem	119
5. Mißbrauch des indischen Geldes	123
<b>IV. Schlußfolgerungen</b>	128
1. Gibt es eine Lösung?	131
2. Soll Indien industrialisiert werden?	132
3. Der Ausweg	134
<b>Anhang: Literaturverzeichnis</b>	138



## Vorwort.

"The economic problem of India is the poverty of her people." — Sir H. Cotton<sup>1</sup>.

Es ist in der vorliegenden Arbeit versucht worden, das Wesen und die Ursachen der indischen Armut zu behandeln. Der Weg, der dabei eingeschlagen wurde, war I. die indische Armut, ihre Begleiterscheinungen und ihre Folgen zu beschreiben, II. die Grundlagen, auf denen der Wohlstand des indischen Volkes beruht, und ihren Einfluß zu zeigen und III. die Ursachen der indischen Armut zu erwähnen.

Sonderbarerweise fehlte es bisher an einer systematischen Darstellung; obwohl hier und da in irgendeinem Zusammenhang das Problem der indischen Armut gestreift und einzelne der Ursachen gegeben wurden. Eigentlich gibt es nur zwei Darstellungen, die sich ausschließlich mit indischer Armut befaßt haben<sup>2</sup>. Erstens das große Werk von Dr. Dadabhai Naoroji über "Poverty and Un-British Rule in India" und zweitens das noch größere von William Digby, der seinem Buch den ironischen Titel "Prosperous British India" gegeben hat. So glänzend die beiden Leistungen im Einzelnen auch sein mögen, sind sie dennoch unvollkommen. Auch fehlt es den beiden an wissenschaftlichem Ernst. Digby z. B. wird mitten in einem Argument über die Intensität und Häufigkeit der indischen Hungersnöte ganz sentimental und setzt ein "Famine Epitaph to the honoured memory of the Famine-slain in India during the period 1891—1901". Das ganze Epitaph ist so sentimental, daß man es gelesen haben muß, um so etwas glauben zu können. Dr. Dadabhai Naoroji's Werk enthält ebenfalls Dutzende von Reden und Briefen, die gänzlich wahllos zusammengestellt sind<sup>3</sup>. Das beste an dem Werke sind die

<sup>1</sup> "New India". Trübner, London 1904. S. 94.

<sup>2</sup> Die Schrift von C. B. Phipson ("Indian Poverty and Indian Famine") konnte leider nicht beschafft werden. Sie kann jedoch kaum sehr bedeutend sein; denn sie ist von keinem der mir bekannten Bücher zitiert worden. Außerdem, wie es sich vom Titel des Buches vermuten läßt, wird wohl die indische Armut nur in engem Zusammenhang der Hungersnöte behandelt worden sein. Ebenfalls war es mir nicht möglich das Buch von P. C. Ray über "The Poverty Problem in India" (Calcutta 1895) zu beschaffen. Auch dies Buch hat keine günstige Aufnahme erfahren. Ein Bekannter von mir nennt es „gänzlich unbedeutend“. Kein Wunder, wenn es von den späteren Arbeiten überhaupt nicht beachtet worden ist.

<sup>3</sup> Es enthält z. B. mehrere Briefe an das Staatsministerium in London, in denen nichts weiter steht, als die Bestätigung, einen Brief von dem besagten Ministerium erhalten zu haben!

ersten 200 Seiten, in denen Naoroji nicht nur das damalige Durchschnittseinkommen ermittelt, sondern auch die Ansicht, daß Indien übervölkert sei, mit schlagenden Beweisen widerlegt und manch eine andere Frage, die noch heute nicht uninteressant ist, bespricht. Doch richtet er die heftigsten Angriffe auf die britisch-indische Regierung und nimmt, wie es mir scheint, das indische Volk in Schutz. Ein ehrwürdiger Patriot war er auf jeden Fall; und außerdem eine vielseitige Persönlichkeit. Aber in unserer Ehrfurcht vor dem Patrioten, Staatsmann und Parlamentarier in ihm brauchen wir nicht den Mut zu verlieren, vom Wirtschaftstheoretiker Naoroji nicht zu hoch zu denken. Er hat z. B. alles versucht, um die auch von ihm vertretene „Theorie“ des sogenannten „Drain“ zu beweisen.

Vergeblich wird man in dieser Arbeit irgendetwas über die sogenannte Draintheorie suchen. Eine Erörterung derselben hätte weit über den Rahmen dieser Arbeit geführt. Die Frage nach dem Drain beansprucht eine eigene Arbeit, die nur nach vielen Vorstudien, besonders auf dem geldtheoretischen und finanzwissenschaftlichem Gebiet und nach jahrelangen Vorarbeiten geschrieben werden kann. Es fehlt an einer systematischen Abhandlung über das „Drain“. Nur in Bruchformen begegnet man Hypothesen und Spekulationen, die nicht beweiskräftig sind. An dieser Stelle möchte ich aber ausdrücklich betonen, daß mir nicht alle Bücher, die ich mir gewünscht hätte, zur Verfügung standen. Man denke was es bedeutet, wenn man ohne die Bücher von Ranade<sup>4</sup>, Gokhale<sup>5</sup>, B. G. Tilak<sup>6</sup>, P. K. Wathal<sup>7</sup>, Bal Krishna<sup>8</sup>, Brij Narain<sup>9</sup>, Platt<sup>10</sup>, und viele andere arbeiten muß.

Auffallenderweise hat sowohl Digby wie Dr. Naoroji außer dem „Drain“ andere Ursachen der Armut nicht erwähnt. Die beiden Werke leiden, wie mir einst Prof. Zakir Husain sagte, stark an agitatorischer Tendenz. Deshalb macht Gilbert Slater ihnen und den damaligen Nationalökonomen, die sich mit indischen ökonomischen Problemen befaßt haben, den zweifellos ein wenig übertriebenen Vorwurf, sie hätten die indische Nationalökonomie zur Dienerin politischer Agitation herabgewürdigt<sup>11</sup>.

Andererseits fehlt es durchaus nicht an Darstellungen, in denen das Problem der indischen Armut, wenn auch in einzelnen Seiten oder Sätzen — ja selbst in einigen Worten berührt wurde.

<sup>4</sup> „Essays on Indian Economics“. 1906.

<sup>5</sup> „Speeches“.

<sup>6</sup> „Speeches“.

<sup>7</sup> „The population Problem in India“. (Bombay 1916.)

<sup>8</sup> „The Industrial Decline in India“. 1919 (?).

<sup>9</sup> „Indian Economic Problems“. Lahore 1920.

<sup>10</sup> „Home and Health in India“. London 1923 (?).

<sup>11</sup> In dem Vorwort zu Pillais „Economic Conditions in India“. Routledge, London 1925. S. XI.

Bezeichnenderweise enthalten diese wenigen Worte mehr Klarheit und Wahrheit als man ihnen zumuten könnte. Aber, wie Loveday richtig bemerkt, "an Inquiry into the causes of the (Indian) poverty inevitably involves a discussion concerning the whole economic problem in India" <sup>12</sup>.

Deswegen war es unbedingt notwendig, die ökonomischen, sozialen und politischen Umstände, die irgendwie das Problem der indischen Armut berühren, zu erwähnen. Weit davon entfernt irgendeine soziale Ursache der indischen Armut zu verschweigen ist keine (mir bekannte) Tatsache, die zur Verarmung Indiens beiträgt, unverdeckt gelassen. Und gerade deshalb durfte die Feder, die soziale Ursachen beschrieben und vorwiegend Kritik an Indien und Indern ausgeübt hatte, auch ferner bei der Erwähnung der politischen Umstände weder ihren Standpunkt aufgeben noch die Schärfe des Ausdruckes (selbst auf die Gefahr hin, für subjektiv gehalten zu werden) irgendwie mildern. Die heikle Situation forderte schonungslose Kritik heraus, der wir weder aus politischem noch aus persönlichem Grunde auszuweichen brauchten.

Ohne unbescheiden zu sein darf ich bemerken, daß man auf fast alle Fragen Antwort finden kann, die von Arnold Lupton gestellt worden sind: "Why is it that over such large areas the cultivators of the soil are in such a condition of desperate poverty? What causes lead to this? When did this poverty first begin? Has it always been so in India? Or is it of modern growth?" <sup>13</sup>.

Über zwei Punkte sind Mißverständnisse zu befürchten: Erstens über die Verkehrsmittel und zweitens über die Religionen.

Was die Verkehrsmittel anbelangt, so bin ich mir darüber im klaren, daß nur unter den gegebenen Umständen die Eisenbahnen für das indische Volk als Ganzes mehr nachteilig als vorteilhaft sind. Diese Ansicht ist nicht dahin zu deuten, daß ich es für möglich oder wünschenswert halte, die in Indien jetzt vorhandenen Eisenbahnlinien auszugraben und alle Lokomotiven bzw. Eisenbahnwagen zu zerstören und zu vernichten. Solange aber das gegenwärtige politische Regime in Indien dasselbe bleibt, solange ist es im Interesse des indischen materiellen Wohlstandes besser, wenn jede weitere Ausdehnung des indischen Eisenbahnnetzes unterlassen wird. Persien hat keine einzige Meile Eisenbahn, dennoch ist es reicher als Indien, welches trotz der zunehmenden Ausdehnung seines Eisenbahnnetzes das ärmste Land der Welt geworden ist. Die Erklärung dieser Tatsache ist, daß Verkehrsmittelverbesserungen allein den Wohlstand eines Volkes unmöglich bessern können. Hierzu gehört noch manches.

<sup>12</sup> "The History and Economics of Indian Famines". Bell, London 1914. S. 5. Loveday hat jedoch diesen Plan nie ausgeführt.

<sup>13</sup> "Happy India". Allen & Unwin, London 1922. S. 36.

Zweitens die Religionen. Das ist eine Sache für sich. Nicht ihre eigentlichen Lehren, sondern wie sie heute sind, bilden sie eine Ursache der indischen Armut. Das ist meine Überzeugung, und ich habe sie ausgesprochen. Mag sein, daß ich einzelne Punkte zu scharf kritisiert habe: "the warmth of my expressions ought to measure the strength of my convictions"<sup>14</sup>.

"Among the most important practical studies to be made in Sociology" sagt F. H. Giddings, "will be one to ascertain the relations between sociological and economic poverty"<sup>15</sup>. Nach Möglichkeit habe ich versucht bei der Darstellung der indischen Armut diesen Hauptpunkt zu berücksichtigen, und gerade aus diesem Grunde die schon sehr oft diskutierten Probleme, namentlich die des Kastenwesens und des Familiensystems, in die Arbeit aufgenommen. Sie ist also ökonomisch-soziologischen Inhalts.

Eine Diskussion über Wege und Mittel, die indische Armut zu beseitigen, gehört eigentlich nicht zum Thema; denn die Aufgabe war die soziale Krankheit (Armut) zu diagnostizieren, aber nicht eine therapeutische Behandlung anzugeben. Dennoch ist die Arbeit mit der Diskussion einer solchen zum Abschluß gebracht worden, weil ich eine solche brennende Frage der Gegenwart nicht vernachlässigen wollte.

Last but not least danke ich Herrn Prof. Dr. Carl Brinkmann für die überaus große Mühe, die er sich mit meiner Arbeit gegeben hat. Es ist nur auf seine außerordentlich vielseitige Aufmerksamkeit zurückzuführen, wenn die Arbeit das geworden ist, was sie darstellt.

Ebenfalls danke ich Frau Dr. Niedenthal für die unermüdliche Geduld, mit der sie die Arbeit gehört und manchen wertvollen Rat betr. der sprachlichen Gestaltung meiner Arbeit gegeben hat.

<sup>14</sup> K. T. Shah: "Trade, Tariffs and Transport in India". Bombay 1923. S. 3. Ähnliches sagt List: „Nat. System der pol. Ok.“ Cotta, Stuttgart 1925. S. XIX.

<sup>15</sup> "The Elements of Sociology". Macmillan, New York 1919. S. 227.

---

## I. Wie groß ist die indische Armut?

Bevor wir diese Frage zu beantworten versuchen, müssen wir einiges über den geographischen Begriff Indiens sagen, denn die Vorstellungen von dem geographischen Begriff gehen so weit auseinander, daß durchaus keine Klarheit herrscht.

### 1. Über den Begriff „Indien“.

Indien, wie es von dem britischen Parlament definiert worden ist, umfaßt alle diejenigen Gebiete des großen indischen Kontinents, die direkt oder indirekt unter englischer Verwaltung stehen. Dieser Begriff ist ein willkürlicher und enthält zwei große Fehler. Erstens werden die beiden an den Himalayas liegenden unabhängigen Staaten, Nepal und Bhutan, und einige Städte, z. B. Pondicherry und Goa, die unter französischer bzw. portugiesischer Herrschaft stehen, die aber im geographischen sowie im kulturellen Sinne zweifellos zu Indien gehören, als nicht zu Indien gehörig betrachtet. Analoges ist mit Ceylon der Fall. Zwar steht Ceylon unter britischer Herrschaft, aber da die Insel nicht von der englisch-indischen Verwaltung, sondern von dem Kolonialamt verwaltet wird, wird sie auch als nicht zu Indien gehörig betrachtet.

Zweitens gehören einige Gebiete zu Indien, die weder geographisch noch kulturell als indische betrachtet werden können. Birma z. B., das offiziell als „Indien“ gilt, hat nichts gemeinsam mit der indischen Halbinsel. Wenn man eine Karte von Südwestasien betrachtet, dann findet man, daß Assam und Birma durch eine Kette von hohen Bergen getrennt sind. Trotz der vielen Versuche ist es nicht einmal gelungen eine Eisenbahnlinie herzustellen, die es ermöglichen könnte, Birma mit Assam (also mit der ganzen indischen Halbinsel) zu verbinden. Die Natur hat die beiden Länder durch eine Kette von hohen Bergen getrennt, aber man will sie dennoch als eins betrachten! Im kulturellen Sinne gehört Birma noch weniger zu Indien. Es hat gar keine Ähnlichkeit mit Indien. Sogar die Rasse Birmas gehört nicht zu der indischen (arischen, dravidischen), sondern zu der mongolischen. Die Bewohner Birmas haben dieselben Schlitzäugen und dieselbe gelbe Farbe, die die Mongolen kennzeichnen. Die alten Häuser und Tempelbauten in Rangoon und Mandalay, den zwei größten Städten Birmas, sehen aus wie typisch chinesisch und dem Laien ist es schwer, einen Unterschied zu erkennen. Man

staunt ob dieser willkürlichen Feststellung der Grenzen Indiens, wenn man bedenkt, daß bevor die Engländer ihre Herrschaft in Indien und Birma begründeten, wir keine erwähnenswerten Beziehungen mit Birma hatten. Es ist auch sehr zweifelhaft, ob wir überhaupt etwas Definitives über Birma wußten. Dagegen war uns Ceylon seit Jahrtausenden wohl bekannt. Seit jeher bestanden Beziehungen zwischen Ceylon und der indischen Halbinsel. Schon das große indische Epos Ramayana, dessen älteste Bestandteile bekanntlich bis ins zehnte Jahrhundert v. Chr. zurückgehen, erzählt uns von dem Siegeszug des göttlichen Helden Ramas nach Südindien und Ceylon.

Asoka, der große buddhistische König Indiens, hatte eine buddhistische Mission nach Ceylon gesandt, die viel zur Verbreitung des Buddhismus in Ceylon beitrug und ein paar Säulen mit Inschriften buddhistischer Lehren errichten ließ, die noch heute bestehen. Einige Gelehrten meinen sogar, es sei wahrscheinlich, daß zum Reiche Asokas, einer „der größten Monarchen der Geschichte“<sup>16</sup>, auch Ceylon in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis gestanden habe<sup>17</sup>. Man sieht, wie willkürlich der geographische Begriff festgestellt worden ist.

Bei der Erörterung unseres Themas also müssen wir uns auf diejenigen Gebiete beschränken, die offiziell als Indien gelten. So sehr uns leid ist die alt hergebrachte Richtlinie zu verfolgen, so sehr sind wir uns auch der schwierigen Aufgabe bewußt, die sich ergeben wird, wenn man die offiziell anerkannten Gebiete Indiens nicht beachtend darüber hinausgeht oder einige Gebiete ausschließt. Denn bei einem solchen Versuch wird man unüberwindbaren Schwierigkeiten begegnen. Denken wir an die Statistiken. Wie unermeßlich groß wird die Arbeit sein, wenn man etwa versuchen würde, die Statistiken betr. Birma und Aden (das übrigens auch zu Indien gehört) auszuschließen und diejenigen betr. Ceylon, Nepal und Bhutan mitzurechnen? Selbst wenn dieser Plan durchführbar wäre, wäre es offenbar nicht die Arbeit eines Einzelnen. Wenn auch wider Willen, müssen wir uns doch dem offiziellen Begriff Indiens anschließen. Es sei jedoch darauf hingewiesen, daß dieser Begriff durchaus nicht vom Sprachgebrauch angenommen ist. Sogar in wissenschaftlichen Werken pflegt man unter dem Begriff „Indien“ sich ganz verschiedene Gebiete vorzustellen; und nicht selten kommt es vor, daß Britisch-Indien, Portugiesisch-Indien, Niederländisch-Indien, Hinter-Indien, Vorder-Indien, Ost- und West-Indien häufig miteinander verwechselt werden.

<sup>16</sup> H. G. Wells: „Grundlinien der Weltgeschichte“. Deutsche Verlagsanstalt, Berlin 1925. S. 212—213.

<sup>17</sup> Vgl. R. Stübe: „Ullsteins Weltgeschichte“, Band „Orient“. Berlin 1910. S. 392.

## 2. Das indische Volksvermögen und Volkseinkommen.

Die größte Schwierigkeit bei der Feststellung des indischen Reichtums ist die, daß es keine Statistik gibt, die uns über diesen Punkt genaue Auskunft geben könnte. Bei der Zahlenangabe ist man deshalb gezwungen den Schätzungen Privater zu trauen. Die Statistiken, die von der Regierung herausgegeben werden, haben den großen Nachteil, daß sie tendenziös sind. Hierüber kann man sich kaum wundern, wenn man bedenkt, daß es doch im Interesse der Engländer liegt, irgendwie nachteilige Statistiken zu verborgen. Welches Mittel wird denn nicht gebraucht, um dieses Ziel zu erreichen? Ohnehin haben die Statistiken überall einen schlechten Ruf. Ich brauche bloß an die Anekdote zu erinnern, die Carey erzählt hat: „Ein amerikanischer Regierungsbeamter erhielt den Auftrag, bestimmte statistische Tabellen anzufertigen. Als er fragte, welcher Partei Behauptungen er damit beweisen solle, erhielt er die Antwort: „Können Sie die Behauptungen beider Parteien beweisen?“, worauf er prompt antwortete: „Gewiß, beide gleich gut“<sup>18</sup>. Wenn dies auch ein wenig übertrieben ist, so kann über Statistiken, die von einer fremden Regierung über das von ihr beherrschte Land herausgegeben werden, kein Zweifel bestehen, daß (sei es infolge mangelnder Kenntnisse seitens des Personals oder aus irgendeinem anderen Grunde) die Statistiken ziemlich unzuverlässig sind. Hierüber sagt Prof. Banerjea<sup>19</sup>:

“An obstacle with which the student is often faced is the absence of reliable data. The Blue-books and Papers published by the various departments of the government form his only source of information. But he cannot always depend upon such information, for the agency by which the statistics are collected is hardly trustworthy, and the method employed in their presentation is often unsatisfactory.”

Desgleichen sagt Lord Meston: “Statistics though greatly systematized in recent years, are still imperfect particularly in the states”<sup>20</sup>.

Dasselbe beklagen Andrew Balfour and Henry Scott: “In the rural districts statistics are collected by the Chowkidars or village headmen, and naturally (!) cannot be relied on. There is no trained staff for this purpose”<sup>21</sup>.

<sup>18</sup> Angegeben bei Georg Obst: „Volkswirtschaftslehre“. Poeschel, Stuttgart 1920. S. 13.

<sup>19</sup> “A Study of Indian Economics”. Macmillan, London 1911. S. 3—4.

<sup>20</sup> “India” in dem ersten Band des von Hugh Gunn herausgegebenen Sammelwerks: “Survey of the British Empire”. Collins, London 1924. S. 192.

<sup>21</sup> “Health Problems of the Empire”. Collins, London 1924. S. 135.

Angesichts dieser Umstände ist es nicht zu verwundern, wenn man die Statistiken, an deren richtiger Zusammenstellung man mit Recht zweifelt, mit Vorsicht betrachtet.

Im Jahre 1903 wurde der Reichtum Indiens von Sir Robert Giffen auf £ 3 000 000 000 und das jährliche Einkommen auf £ 600 000 000 geschätzt<sup>22</sup>. Betreffs des Einkommens sagte Giffen: "India I would put down at 600 million pounds, which is certainly not a large sum for 300 million people"<sup>23</sup>.

Für das gleiche Jahr rechnete derselbe Nationalökonom den Reichtum des vereinigten Königreiches auf £ 15 000 000 000 und das jährliche Einkommen auf £ 1 750 000 000<sup>24</sup>.

Kurz vor dem Kriege wurden für Deutschland und einige andere Staaten, die ich vergleichsweise anführe, die folgenden Schätzungen in £-Sterling gemacht<sup>25</sup>:

Land	Volksvermögen geschätzt auf	Volkseinkommen geschätzt auf
Vereinigte Staaten von Amerika . . . . .	42 000 000 000	7 250 000 000
Vereinigtes Königreich . . . . .	14 500 000 000	2 250 000 000
Frankreich . . . . .	12 000 000 000	1 500 000 000
Deutschland . . . . .	16 550 000 000	2 150 000 000
Indien . . . . .	3 500 000 000	600 000 000

Diese Tabeile hätte uns ein richtiges Bild von dem Reichtum Indiens gegeben, wenn alle Länder gleich groß wären. Das ist aber nicht der Fall. Indien ist zwar halb so groß wie die Vereinigten Staaten von Amerika, aber es ist 9 mal größer als

<sup>22</sup> "Economic Inquiries and Studies". Bell, London 1904. Vol. II. S. 366.

<sup>23</sup> Das wären £ 2 pro Kopf. Es ist interessant zu bemerken, daß diese Schätzung auch offiziell anerkannt worden ist; wenn auch hinzugefügt wird, daß sie „eher das Minimum als das Maximum darstellt“. (Vgl. "Moral and Material Progress and Condition in India during the Year 1924–25". London 1925. S. 235.)

<sup>24</sup> Giffen: "Economic Inquiries". Vol. II. S. 364.

<sup>25</sup> Vgl. den Artikel "Wealth and Income of the chief Powers" von Sir Josiah Stamp in seinem Buch: "Current Problems in Finance and Government". King & Son, London 1925. S. 332.

Bei den Berechnungen des Volksvermögens und des Volkseinkommens stützte sich Stamp auf die Arbeiten von Karl Helfferich, A. King und Théry Pupin. Schade, daß er keine Schätzung für das Volksvermögen bzw. Volkseinkommen von Indien gemacht hat. Die oben angegebene Schätzung stammt von Sir M. Visvesvaraya, "Reconstructing India". King & Son, London 1920. S. 34.

Man sieht, daß Visvesvaraya, genau ein Jahrzehnt später nach der Schätzung von Giffen im Volksvermögen von Indien eine Vermehrung von £ 500 000 findet. Im Volkseinkommen freilich findet er keine Vermehrung, was von Prof. K. T. Shah bestätigt wird. "The total national income of India", sagt Shah, "(was) estimated at about £ 600 millions in 1914". ("Sixty Years of Indian Finance". Bombay 1921. S. 159.)

Frankreich, 10 mal so groß wie Deutschland und nicht weniger als 15 mal so groß wie Großbritannien und Irland!

Wenn man den auf jeden Kopf fallenden Reichtum berechnet, dann ergibt sich die folgende Tabelle<sup>26</sup>:

Land	Vermögen (pro Kopf der Bevölkerung in £-Sterling)	Einkommen
Vereinigte Staaten von Amerika	424.0	72.0
Vereinigtes Königreich	318.0	50.0
Frankreich	303.0	38.0
Deutschland	244.0	30.0
Indien	11.4	1.9

Diese Tabelle zeigt viel anschaulicher, wie „groß“ der indische Reichtum ist. Während das durchschnittliche Jahreseinkommen eines Deutschen, vor dem Kriege, 600 Mk. war, war das Durchschnittseinkommen eines Inders jährlich nur 40 Mk. Auch das letzte Jahrzehnt hat keine Besserung herbeigeführt. „An unskilled labourer in the U.S.A.“, sagt M. Visvesvaraya, „earns more in a week than the Indian worker earns in a whole year“<sup>27</sup>.

Wir haben keine Veranlassung, die in einem Regierungsbericht angegebene Schätzung, daß sich das indische Volkeinkommen in dem letzten Vierteljahrhundert verdoppelt und sogar verdreifacht habe, wissenschaftlich überhaupt als beachtenswert anzuerkennen<sup>28</sup>. Nicht nur stellt diese Behauptung eine Täuschung der richtigen Verhältnisse dar, sondern zeigt auch, in welchem Maße die politischen Rücksichten bei der Herstellung offizieller Berichte und statistischer Angaben eine Rolle spielen. Zweifellos kennt der Regierungsberichterstatter den Unterschied zwischen Real- und Nominaleinkommen. Er wird auch sicherlich wissen, daß in Indien die Kaufkraft des Geldes in relativ höherem Maße gesunken als das Geldeinkommen gestiegen ist. Aber ist durch die Verdoppelung bzw. Verdreifachung des Geldeinkommens das wirkliche Einkommen des indischen Volkes 2 mal bzw. 3 mal größer geworden und die indische Lebenshaltung dement sprechend gestiegen? Könnte man im Jahre 1923 von den Deutschen erzählen, daß jeder von ihnen ein Millionär oder gar ein Milliardär sei? Haben diese Schätzungen nur den Zweck, durch Veröffentlichung irreführender Behauptungen die öffentliche Unkenntnis der volkswirtschaftlichen Prinzipien auszubeuten und den Anschein zu erwecken, daß unter englischer Herrschaft das indische Volkseinkommen alle paar Jahre sich verdoppele und des indischen Volkes wirtschaftliches Heil durch englische Verwal

<sup>26</sup> Nach den in der ersten Tabelle angegebenen Quellen.

<sup>27</sup> „Reconstructing India“. King, London 1920. S. 6.

<sup>28</sup> „Moral and Material Progress and Condition of India during the year 1924–25“. London 1925. S. 235.

tung gesichert sei! Wenn die öffentliche Schätzung wahr wäre, dann müßte man ja überall blühende Städte und aufsteigenden Wohlstand beobachten und indische Dörfer in Gartenstädten verwandeln sehen. Hungersnöte müßten verschwunden und Epidemien geringer geworden sein. Es müßte überall Leben und Treiben herrschen, welches augenscheinlich beweisen könnte, daß sich die indische Volkswirtschaft in kolossalen Fortschritten entwickelt.

“It is impossible for us”, sagen Wadia und Joshi, Professoren am Wilson College zu Bombay, “to entertain the theory, that the condition of the people of British India has improved during the last twenty or thirty years”<sup>29</sup>.

Wir können also ruhig behaupten, daß das durchschnittliche Volksvermögen dasselbe geblieben und das durchschnittliche Volkseinkommen eines Inders, wie vor dem Kriege, heute noch 40 Mk. ist<sup>30</sup>. Angenommen, daß in dem durchschnittlichen Jahreseinkommen eines Engländer auch keine Änderung stattgefunden hat, dann bleibt das Verhältnis also 1000 gegen 40! Die Zahlen sprechen sozusagen für sich und man braucht nicht viel hinzuzufügen. Jedoch muß man nicht vergessen, daß selbst das Durchschnittseinkommen eines Volkes kein ganz richtiges Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen des betreffenden Volkes gibt. In einem Lande können einerseits sehr reiche... Überfluß schwelgende, andererseits in Armut und Elend darbende Menschen leben. Wenn auch der Unterschied zwischen Armen und Reichen in Europa und Amerika groß genug ist, in Indien ist er geradezu auffallend. Entweder Reiche oder Arme:

<sup>29</sup> “The Wealth of India”. Macmillan, London 1925. S. 109.

<sup>30</sup> Es ist zwar richtig, daß in vielen Teilen Indiens infolge allgemeiner Teuerung und gesunkener Kaufkraft des Geldes das Nominaleinkommen größer geworden ist; das Realeinkommen jedoch ist nirgends gestiegen. Die Professoren K. T. Shah und Khambata rechnen (in Übereinstimmung mit der offiziellen Schätzung) das Nominaleinkommen auf 74 Rupien pro Kopf der Bevölkerung, fügen aber hinzu: “The mere rise in money values does not by any means indicate a corresponding growth of the wealth of the community. In this particular case, if we eliminate this disturbing influence, there seems no appreciable increase in the annual material production of India” (“The Wealth and Taxable Capacity of India”. Bombay 1924. S. 209). Prof. Brij Narain behauptet sogar: “It is more than doubtful if per capita real income of ordinary cultivators has increased. All our facts point to the conclusion that it has probably decreased” (“Population of India”. Lahore 1925. S. 197). “The History of the rupee”, sagt er an einer anderen Stelle, “is a history of continuous fall in its purchasing power” (In einem “Exchange and Prices in India” betitelten Aufsatz im „Weltwirtschaftlichen Archiv“ Band 23. Jena 1926. S. 291). Ob das Nominaleinkommen mit der sinkenden Kaufkraft der Rupie Schritt gehalten hat oder nicht, ist eine Frage, die zu Ungunsten des indischen Volkes von Prof. Narain beantwortet worden ist.

einen zahlreichen Mittelstand gibt es in Indien nicht. Der bekannte amerikanische Nationalökonom, H. C. Carey, sagt:

„In Indien, wo es vormals eine große Zahl von lokalen Zentren gab, und für die Erziehung der Kinder trefflich gesorgt war, sind diese Zentren verschwunden und die Bevölkerung zerfällt mehr und mehr in zwei große Klassen — sehr Reiche und Bettelarme“<sup>31</sup>.

Auf der einen Seite gibt es in Indien eine nicht unbeträchtliche Zahl von Menschen (die Rajas, Maharadschas, Nabobs oder wie sie alle heißen), die alle ihre Launen befriedigen und das Geld, meist für prunkvolle Zeremonien oder unnütze Liebhabereien, ausgeben können und auf der anderen „landauf und landab über fünfzig Millionen, und keiner von ihnen hat sich im Leben je einmal satt gegessen“<sup>32</sup>.

Vom Hunger getrieben „sättigen sich die Parias in den Dörfern mit Abfällen jeglicher Art, mit dem Fleisch krepierter Tiere, ja mit der roten Dschungelerde, die sie mit Wasser mischen, um ihren Hunger zu stillen“<sup>33</sup>.

“The average Indian income”, sagen K. T. Shah und Kham-bata, Professoren am Institut für Volkswirtschaft und Soziologie an der Universität Bombay, “is just enough either to feed 2 man in every three of the population or give all of them 2 in place of every three meals they need on condition that they all consent to go naked, live out of doors all the year round, have no amusement or recreation, to want nothing else but food, and that, the lowest, the coarsest the least nutritious!” “Or, if they must meet all the other wants, and require some clothing, however primitive; some house room however wretched; some distraction however primitive, they must consent to getting only one meal in place of every three they absolutely require, or feed one out of every three human being in India”<sup>34</sup>.

Alle Beschreibungen von den indischen Dörfern, deren es in Indien 720 000 mit einer Bevölkerung von 290 Millionen Menschen gibt, stimmen darin überein, daß dort eine kaum glaubliche Armut herrscht. Wer die indischen Verhältnisse aus eigener Erfahrung kennt, wer die indischen Bauernfamilien gesehen, wer die indischen Dörfer besucht und die Parias aufgesucht hat, der findet keine Übertreibung in Prof. Sauters Schilderungen. „Wie

<sup>31</sup> „Lehrbuch der Volkswirtschaft und Sozialwissenschaft“. Angegeben bei Diehl-Mommert. „Ausgewählte Lesestücke“, VI. Band. Braun, Karlsruhe 1920. S. 132—133.

<sup>32</sup> J. A. Sauter: „Mein Indien“. Koehler, Leipzig 1922. S. 164.

<sup>33</sup> J. A. Sauter (der übrigens jahrelang als Professor an der Universität Calcutta tätig war): „Mein Indien“. Koehler, Leipzig 1922. S. 163.

<sup>34</sup> „Wealth and taxable capacity of India“. Bombay 1824. S. 253—254.

groß die wirkliche Verarmung der indischen Bauern oder ländlichen Arbeiters ist“, sagt ein Engländer, H. W. Hyndman, „vermögen sich kaum die Einwohner der ärmsten europäischen Staaten vorzustellen“<sup>35</sup>. Denn „die ländliche Bevölkerung Indiens ist die allerärmste menschlicher Wesen auf der ganzen Welt“<sup>36</sup>.

Wenn der materielle Zustand des indischen Volkes so erbärmlich ist, ist es dann ein Wunder, daß das “standard of life” den denkbar niedrigsten Grad erreicht hat?

### 3. Die indische Lebenshaltung.

Es ist selbstverständlich, daß Unterschiede bestehen nicht nur zwischen den Lebenshaltungen der Einzelnen, sondern auch zwischen denen der Klassen. Man kann sich keinen Begriff davon machen, wie groß die Unterschiede sind. Es gibt in Indien einerseits sehr reiche Familien, deren Lebenshaltung trotz des großen Vermögens so niedrig ist, daß sie kaum als menschenwürdig betrachtet werden kann, und anderseits gibt es Mitglieder des Mittelstandes, deren Lebenshaltung so hoch ist, daß jeder zivilierte Mensch darauf stolz sein könnte. Woraus erklärt sich das? Bei der Lebenshaltung kommt es nicht nur auf ein materielles, sondern auch auf ein geistiges Vermögen an; d. h. das materielle Vermögen allein hebt nicht das Niveau der Lebenshaltung. Intelligenz ist notwendig, um das materielle Vermögen in „rationeller“ Weise zu gebrauchen und es in geschmackvoller Weise zu verwenden, so daß kein Bedürfnis auf Kosten eines wichtigeren befriedigt wird. Also je mehr der Gebrauch des Einkommens mit den kulturellen und geistigen Erfordernissen der Zeit in Einklang steht, desto höher ist die Lebenshaltung. Hiernach ist selbstverständlich die teuerste Lebenshaltung nicht immer die beste. Bedeutet der Begriff „Lebenshaltung“ im Sinne Alfred Marshalls „das Maß der Tätigkeiten und der Bedürfnisse“, so „heißt dann ein Steigen der Lebenshaltung soviel, wie ein Steigen der Intelligenz, des Fleißes und der Selbstachtung; es führt zu größerer Sorgfalt in der Beurteilung des Verbrauchs und zu einer Verminderung von Nahrungsmitteln und Getränken, die nur den Appetit befriedigen, ohne Kraft zu geben, und solcher Lebensweisen, die physisch und moralisch ungesund sind“<sup>37</sup>.

Zu einem guten “Standard of Life” gehört es vor allen Dingen, daß die absoluten Bedürfnisse, die jeder Mensch empfindet,

<sup>35</sup> “The Awakening of Asia”. Wortlaut aus der deutschen Übersetzung, die sonderbarerweise den Titel „Der Aufstieg des Morgenlandes“ trägt. Koehler, Leipzig 1921. S. 186.

<sup>36</sup> Ibid. S. 188.

<sup>37</sup> A. Marshall: „Handbuch der Volkswirtschaftslehre“. Cotta, Berlin 1905. S. 673.

in dem Maße befriedigt werden müssen, das für die gesunde Erhaltung von Leib und Seele unbedingt notwendig ist. Zu den absoluten Bedürfnissen gehören, wie man weiß, vor allem Essen, Kleidung und Wohnung. Niemand, der auf eine menschenwürdige Lebenshaltung Anspruch erheben darf, kann hiervon etwas entbehren. Der aber, der auf irgendeine dieser drei Lebensnotwendigkeiten verzichten muß, ist arm, und je mehr er von diesen entbehrt, desto ärmer ist er. Dasselbe meint Edgar Löning, wenn er sagt:

„Armut im technischen Sinne des Wortes liegt dann vor, wenn die zur Erhaltung der Existenz notwendigen wirtschaftlichen Mittel nicht vorhanden sind und nicht erworben werden können“<sup>38</sup>.

Was ist nun mit Indien der Fall? Es hat zwar „die zur Erhaltung der Existenz notwendigen wirtschaftlichen Mittel“, aber das Unglück liegt darin, daß „sie nicht erworben werden können“. Das Resultat ist, daß man immer mehr und mehr von den Lebensnotwendigkeiten entbehrt, um irgendwie das Dasein fristen zu können. Heute ist Indien so sehr verarmt, daß dies sogar den europäischen Reisenden auffällt, die meistenteils das Land zu ihrem Vergnügen und nicht für irgendeinen Studienzweck bereisen und deshalb auf den wirtschaftlichen Zustand des Volkes wenig achten.

Die Frage der indischen Armut ist so akut und allgemein geworden, daß sich ihr Vorhandensein einfach nicht leugnen läßt. Ramsay Macdonald widmet in seinem Buch „The Awakening of India“ ein ganzes Kapitel dem „Land of the Poverty-Stricken“<sup>39</sup>. Romesh C. Dutt, der Pionier der indischen Volkswirtschaftswissenschaft, dem man auf keinen Fall den Vorwurf der Einseitigkeit machen kann, sagt:

“The alarming Poverty and Resourcelessness of the people of India are not a secret”<sup>40</sup>.

“The cultivators of India” sagt er an einer anderen Stelle, “are frugal, industrious and peaceful, but they are nevertheless impoverished, resourceless, always on the brink of famines and starvation”<sup>41</sup>.

Es kann aber der Einspruch erhoben werden, daß die Ansichten, die ich eben und im Anfang dieses Abschnittes zitiert habe, entweder von Indern oder britischen Sozialisten stammen, und daß deshalb ihre Äußerungen sehr wahrscheinlich (wenn auch unbewußt) einseitig, und, wenigstens für den imperialistisch ge-

<sup>38</sup> E. Löning: „Armenwesen“ in Schönbergs „Handbuch der politischen Ökonomie“, 3. Band. S. 964.

<sup>39</sup> Erscheinen bei Hodder & Stoughton. London 1910. S. 140—179.

<sup>40</sup> “Economic History of India in the Victorian Age”. Trübner, London 1906. S. 608.

<sup>41</sup> Ibid. 3. XIII.

sinnten Engländer, nicht maßgebend sind. Dem ist nicht so. Die indische Armut ist eine so allgemein bekannte Tatsache, daß kein Mensch es wagen kann, sie glattweg zu leugnen. Man kann Dutzende Ansichten angeben, die sogar aus den Kreisen englischer Beamten stammen. Sir William Hunter, seinerzeit Mitglied des "Viceroy's Council" und Herausgeber der offiziellen "Gazetteer of the Indian Empire", sagte im Jahre 1881 ungefähr dasselbe, was vier Jahrzehnte später der Deutsche J. Sauter aus eigener Anschauung wiederholte. "Forty Million of the people of British-India", sagte Sir William Hunter, "go through life on insufficient food"<sup>42</sup>.

Das ist die Äußerung eines Menschen, der die britisch-indische Verwaltung stets durch dick und dünn verteidigt und alle ihre Fehler zu beschönigen versucht hat. Trotz der Vorsicht in der Wahl seiner Worte, kann man schon sehen, daß es selbst Hunter nicht gelungen ist, die indische Armut zu ignorieren. Heute, wo ungefähr ein halbes Jahrhundert nach der Äußerung von Hunter verflossen ist, ist der Zustand des Volkes, nach fast allgemeiner Übereinstimmung der Ansichten, so sehr verschlimmert, daß man annimmt, daß 40 % der Gesamtbevölkerung ungenügend gekleidet oder unterernährt ist. Es ist keine pessimistische Ansicht, wenn man behauptet, daß nahezu 100 Millionen Menschen in alleräußerster Armut leben. Die Regierungsberichte, die sonst die indische Armut so gern verschwiegen haben, wagen es nicht länger, aus ihr ein Hehl zu machen. Der allerneueste offizielle Bericht über Indien gibt zu: "Striking poverty is general", und stellt fest (die apologetischen Einführungsworte fehlen natürlich nicht!):

"Although it seems quite possible to maintain with a fair degree of certainty that the masses of the Indian population, atleast in some parts of the country, are gradually improving in their economic conditions, it must be borne in mind, that a very large proportion of the inhabitants of India are still beset with poverty of a kind which finds no parallel in the more exigent climates of Western lands"<sup>43</sup>.

Welche Lebenshaltung kann man von einem Volke erwarten, dessen Armut „derart ist, daß sie im Westen keine Parallele findet“. Die an dem Mark des Volkes zehrende Armut hat die Lebenshaltung auf das denkbar niedrigste Niveau herabgedrückt,

<sup>42</sup> Zitiert bei Dadabhai Naoroji "Poverty and Un. British Rule in India". Sonnenschein, London 1901. S. 244.

<sup>43</sup> Statement exhibiting the "Moral and Material Progress of India" during the year 1924—1925. London 1925. Man beachte übrigens die Nervosität des Schreibers, was darauf hinweist, daß die Worte nur aus Rücksicht auf die offizielle Natur des Buches geschrieben sind und vermutlich nicht die eigene Überzeugung des Schreibers darstellen.

so daß sie nicht nur eine Gefahr für die jetzige, sondern auch für die zukünftigen Generationen bedeutet.

Wenn ein großer Teil der indischen Nation tagtäglich hungert, dann ist es selbstverständlich, daß die kommenden Geschlechter schwächer geboren und für den Kampf ums Dasein widerstandunfähiger gemacht werden.

Das für die deutschen Verhältnisse zu Anfang der 90er Jahre geschriebene bitterernste Wort hat volle Geltung für die jetzige Zeit in Indien: „Was unsere Zeit“, schreibt Edgar Löning, „von der Vergangenheit unterscheidet und worin ihr schweres Gebrüchen liegt, besteht darin, daß die Zahl derer, die in Gefahr schweben, in Armut zu verfallen, in ungeheurem Maße gewachsen ist und immer mehr zu wachsen droht“<sup>44</sup>.

#### 4. Indische Hungersnöte.

“The failure of ordinary food supplies as in times of famine, and the occasional occurrence of some great calamity, like flood or pestilence, demoralizes people with fear and so far destroys sympathy and self-sacrifice as to have only the animal instincts of self-preservation in full activity.” — F. H. Giddings<sup>45</sup>.

Eine Jahrtausend alte Erfahrung ist, daß die Hungersnot selten, ja fast nie in ganz Indien ausbricht. Soweit mir die Geschichte der indischen Hungersnöte bekannt ist, weiß ich von keinem Fall, wo ganz Indien auf einmal heimgesucht wurde. Meistenteils leidet eine einzige Provinz, selten zwei oder drei Provinzen, und seltener noch mehrere Teile Indiens gleichzeitig an Hungersnot. Man hat auch stets die Beobachtung gemacht, daß in der Regel der durch das Ausbleiben des Regens in den heimgesuchten Gebieten verursachte Mangel an landwirtschaftlichen Erträgen durch den Überschuß an solchen in anderen Provinzen zum großen Teil wieder ausgeglichen wird. Das heißt: im großen ganzen produziert Indien jährlich ungefähr das gleiche Quantum landwirtschaftlicher Erträge. Das ganze Indien also ist — theoretisch betrachtet — stets in der Lage, die durch Hungersnot heimgesuchten Provinzen mit Lebensmitteln zu versorgen. Trefflich hat einst der englische Gouverneur, Sir B. Fuller, bemerkt: „Sollte Indien Not leiden, so kann Birma kommen und ist gekommen ihm beizustehen“<sup>46</sup>. Das war vor 50 Jahren auch im theoretischen Sinne eine Unmöglichkeit, weil die Lebensmittel

<sup>44</sup> „Armenwesen“ in Schönbergs „Handbuch der politischen Ökonomie“, III. Band. S. 964.

<sup>45</sup> „Elements of Sociology“. Macmillan, New York 1919. S. 75.

<sup>46</sup> „Studies of Indian Life and Sentiment“. Murray, London 1917. S. 204.

durch keinen Zauber von einer Provinz in die andere geschickt werden konnten. Dies ist heute dank der Einführung der Eisenbahnen in Indien schon lange durchführbar. Was ist denn der Grund, daß es so oft Hungersnöte in Indien gibt und so viele Leute Hungers sterben? Der Grund liegt darin, daß die Leute viel zu arm sind um als Gegenwert der Lebensmittel irgendetwas anderes anbieten zu können. "A failure of crops is a serious calamity in an agricultural country under all circumstances but the effects of a famine become ten times more fatal if the people have no resources and no savings"<sup>47</sup>. Man muß bedenken, daß die landwirtschaftlichen Arbeiter in Indien von der Hand in den Mund leben, und naturgemäß können sie, wenn der Regen nicht fällt und keine Arbeit auf den Feldern zu besorgen ist, keine Beschäftigung finden. Die Arbeitslosigkeit also führt die sofortige Mittellosigkeit herbei, denn die Leute besitzen keinerlei Werte, die sie verpfänden, oder gar Geldkapital, das sie einfach aus den Sparkassen entnehmen können. Zweitens werden die Lebensmittel natürlich teurer, schon deshalb, weil sie aus einer andern Provinz herbeigeschafft werden müssen, was allein des Transportes wegen selbstredend die Lebensmittelpreise in die Höhe treibt.

Das ist die doppelte Tragödie der indischen Bauern und Landarbeiter: denn nicht nur verdienen sie nichts, sondern müssen auch noch für die Lebensmittel mehr bezahlen wie sonst. In dieser doppelseitigen Tragödie liegt die wahre Ursache der indischen Hungersnöte und ihrer großen Intensität. Man kann nicht die Natur für alles Unglück verantwortlich machen; an dem größten Teil des Unglücks tragen menschliche Einrichtungen selber die Hauptschuld. Auch hat es gar keinen Zweck, von Solidarität, brüderlicher Beihilfe für die Notleidenden, selbstloser Aufopferung für die Mitmenschen und dergleichen mehr oder weniger schlagwortartigen Redensarten zu sprechen. Ebenso zwecklos ist es, an den Patriotismus der Lebensmittelverkäufer zu appellieren oder zu versuchen, Mitleid bei den Getreidebesitzern zu erwecken. Man muß Mut haben, um anzuerkennen, daß „der Mensch homo oeconomicus ist, weder Vaterland, noch Familie, noch Moral kennt und kennen darf, wenn er sich wirtschaftlich unter Menschen aufrecht erhalten will, die derselben Maxime gehorchen“<sup>48</sup>. Es sind sehr bittere Sätze, aber wie hart und unbarmherzig auch ihre Worte klingen mögen, sie entsprechen vollkommen der Wahrheit. „Ganz einfache, jedermann bekannte Tatsachen des wirtschaftlichen Lebens zeigen uns das: verkauft

<sup>47</sup> R. C. Dutt: "The Economic History of India in the Victorian Age". Trübner, London 1906. S. 484.

<sup>48</sup> Emil Lederer: „Grundzüge der ökonomischen Theorie“. Mohr, Tübingen 1923. S. 13.

nicht jeder Bäcker sein Brot an den Kunden, der ihm Geld auf den Ladentisch legt und kümmert sich nicht darum, ob etwa in der Nachbarschaft Menschen Hungers sterben, weil sie das Brot nicht bezahlen können? Und verkauft nicht jeder Landwirt seine Milch in Cafés und Konditoreien, in denen sie zu Schlemmerwaren verarbeitet werden, auch wenn ihm sein Morgenblatt mitteilt, daß der Prozentsatz tuberkuloser Kinder sich von Jahr zu Jahr vermehre? Handeln Bäcker und Landwirte anders und können sie anders handeln? Sie müssen ihre Ware an den zahlungsfähigen Schlemmer abgeben, auch wenn arme Leute ihre Produkte noch so sehr benötigen, da sie ja nur dann ihre Produktion fortsetzen können, wenn sie aus ihr die Mittel für die Fortführung der Produktion und für ihren eigenen Unterhalt gewinnen. Schenken sie ihre Ware weg, so vernichten sie ihre wirtschaftliche Existenz“<sup>49</sup>.

Kann man also diejenigen indischen Landwirte rügen, die die Lebensmittel anstatt in die von Hungersnot heimgesuchte indische Provinz zu schicken, ihr Getreide nach London oder Marseille verkaufen? Nicht selten kommt es vor, daß viele Getreidehändler, die aus früheren Ernten stammenden Vorräte aus der an Hungersnot leidenden Provinz exportieren, einfach deshalb, weil die beschäftigungslosen Einheimischen nicht in der Lage sind Lebensmittel zu kaufen und sie einen ganz hübschen Preis in Liverpool oder Manchester bekommen können<sup>50</sup>. So geschah es, daß “whilst hundreds of thousands died in one province of starvation, the adjoining provinces were exporting loads of wheat and grain to other parts of the world”<sup>51</sup>.

Will man die Intensität und Häufigkeit der indischen Hungersnöte verringern, dann muß man das Grundübel zu entfernen versuchen; denn ohne die Armut verringert zu haben ist es unmöglich, an die Beseitigung der indischen Hungersnöte ernstlich zu glauben. Die Zeiten, wo die Menschen mit Geld in der Hand starben, sind vorbei. Bevor die Eisenbahnen in Indien eingeführt waren, war es, wie schon hingewiesen worden ist, eine technische Unmöglichkeit, den von Hungersnot Betroffenen zu helfen. Seit ihrer Einführung gilt diese Entschuldigung nicht mehr und jede Hungersnot in Indien ist das Ergebnis der indischen Armut, für deren Größe kein besserer Beweis erbracht werden kann, als die Häufigkeit der Hungersnöte. Ihre erschütternde Geschichte ist zu traurig und zu lang,

<sup>49</sup> Ibid. S. 13—14.

<sup>50</sup> “In 1876—77, when India was on the brink of one of the severest famines of the century, she exported a larger quantity of food grains than she had ever done in any preceding year”. R. C. Dutt: “Economic History of India in the Victorian Age”, S. 349.

<sup>51</sup> Wadia and Joshi: “The Wealth of India”. Macmillan, London 1925. S. 277.

um ausführlich erzählt zu werden<sup>52</sup>. Wir müssen uns daher mit einigen Tatsachen begnügen, die die Größe der indischen Armut vor Augen führen.

“Excluding severe scarcities, often confined to limited areas, there were eighteen famines between 1770 and 1878; and if we add to this list the subsequent famines of 1889, 1892, 1897 and 1900 we have a sad record of twenty famines within a period of 130 years of British rule in India”<sup>53</sup>. Wadia und Joshi, Professoren am Wilson College zu Bombay, meinen sogar: “In the last century thirty-one famines were recorded which carried away 32 000 000 souls”<sup>54</sup>.

Diese Schätzung scheint überhaupt nicht hoch gegriffen zu sein, denn 1899—1900 war das von Hungersnot heimgesuchte Gebiet nicht weniger als 475 000 Quadratmeilen, was der Größe Deutschlands, Frankreichs und Englands entspricht! Durch die Hungersnot von 1876—77 allein starben 5 250 000 Menschen<sup>55</sup>. William Digly schätzt die Zahl der Menschen, die durch Hungersnot in einem einzigen Jahrzehnt (1891—1900) umgekommen sind, auf 19 Millionen!<sup>56</sup>

Die folgende Tabelle<sup>57</sup> gibt einen besseren Aufschluß über die Intensität und Häufigkeit der indischen Hungersnöte.

#### Chronologische Liste der Hungersnöte in Indien seit 1769.

Zahl	Jahr	Heimgesuchte Gebiete
1.	1769—70	Bihar, Nord- und Zentralbengalen.
2.	1782—83	Madras (Stadt) und Mysore.
3.	1783—84	Vereinigte Provinzen, Ost-Punjab, Kaschmir und Rajputana.
4.	1791—92	Hyderabad, Süd-Maratha-Land, Deccan, Gujarat und Marwar.

<sup>52</sup> Das Thema beansprucht eine eigene Arbeit, die trotz der großen Wichtigkeit dieses Problemes bedauerlicherweise noch nicht geschrieben ist. Das Buch von R. C. Dutt über “Famines in India” ist sehr unvollkommen und läßt manches zu wünschen übrig. Umfaßt es doch hauptsächlich nur „Offene Briefe“ an den damaligen Vizekönig Lord Curzon. Überdies ist es schon längst veraltet. Die an der Berliner Universität entstandene Dissertation vom Jahre 1920 von Maharaj Narain Kaul über „Die Hungersnöte Indiens“ ist nicht gedruckt worden. Auch war es mir leider nicht möglich, sie zu bekommen.

<sup>53</sup> R. C. Dutt: “Famines in India”. Trübner, London 1900. S. 1.

<sup>54</sup> “Wealth of India”. Macmillan, London 1925. S. 277.

<sup>55</sup> K. T. Shah: “Sixty years of Indian Finance”. Bombay 1921. S. 151.

<sup>56</sup> “Prosperous British India”. Unwin, London 1901. S. 118.

<sup>57</sup> Zusammengestellt nach dem offiziellen “Imperial Gazetteer of India”, Vol. III. Clarendon Press, Oxford 1908. S. 501—502; und Prof. Shah’s “Sixty years of Indian Finance”. S. 150—158. (Nur die letzten drei Hungersnöte — alle übrigen sind dem amtlichen Buch entnommen.)

Zahl	Jahr	Heimgesuchte Gebiete
5.	1802—03	Deccan und Hyderabad.
6.	1803—04	Agra (Provinz), Zentralindien und Rajputana.
7.	1806—07	Zentralmadras.
8.	1812—13	Cutch, Kathiawar und Rajputana.
9.	1823—24	Nord-Madras.
10.	1837—38	Verschiedene Gebiete der Provinz Agra inklusiv Delhi.
11.	1853—55	Der Distrikt Ballary in Madras.
12.	1860—61	Der Distrikt Upper Drab der Provinz Agra, Delhi, Hissar und Punjab.
13.	1865—66	Orissa und Bihar, Bellari und Ganjan, Distrikte in Madras.
14.	1868—70	Ajmer, einige Gebiete in der Provinz Agra, in Punjab, Rajputana.
15.	1873—74	Bihar.
16.	1876—77	Madras, Bombay, Mysore und Hyderabad.
17.	1877—78	Madras, Bombay, Mysore, Rajputana, Kaschmir und vereinigte Provinzen.
18.	1888—89	Der Distrikt Danjan in Madras und die einheimischen Staaten in Orissa.
19.	1896—97	Madras (Circars), Bombay, Deccan, Bengalen, vereinigte Provinzen, einzelne Gebiete des Punjab, Zentralprovinzen, Berar, die einheimischen Staaten in Zentralindien, Rajputana und Hyderabad.
20.	1899—1900	Bombay, Zentralprovinzen, Berar, Ajmer, Misar (Punjab), Hyderabad, Rajputana, Zentralindien, Baroda, Kathiawar, Cutch und die einheimischen Staaten in Ost-Punjab.
21.	1900—01	Gujarat.
22.	1901—02	Gujarat und einzelne Teile von Zentralindien.
23.	1906—07	Vereinigte Provinzen.
24.	1913—14	Vereinigte Provinzen.
25.	1918—19	Fast das ganze Indien.

Man beachte, wie die Hungersnöte sich auf immer größere Gebiete ausdehnen!

Die amtliche Liste enthält eine nicht unbeträchtliche Zahl von „Knappheiten“, die sich auch auf Gebiete erstreckten. Natürlich ist der Begriff „Knappheit“ sehr dehnbar, besonders in amtlichen Büchern. So ist es kein Wunder, daß in der amtlichen Liste jede Angabe davon fehlt, daß „a severe famine once more overtook India in 1900 and lasted for four years“<sup>58</sup>.

Auch für die anderen Jahre ist die Liste weder für sich vollkommen noch bis auf den heutigen Tag ergänzt.

<sup>58</sup> R. C. Dutt: „Economic History of India“. S. 458. Sonderbarerweise verschweigt das halbamtl. „Indian Year Book“ jede Angabe über die Hungersnöte in Indien seit 1900, obschon es die vom früheren Jahrhundert ganz genau aufzählt. (Vgl. den Jahrgang für 1926, S. 328 ff.) Hat man beabsichtigt den Eindruck zu erwecken, daß es in diesem Jahrhundert überhaupt keine Hungersnöte gegeben habe?

Betr. der 1918—19 er Hungersnot sagt Prof. Shah, daß "in the dearness of food and the general level of prices the 1918—19 famine was more severe than any known so far in history. But a great portion of that calamity was due to war conditions and the consequent export of food stoffs to the armies in Mesopotamia etc."<sup>59</sup>.

In dem amtlichen Jahresbericht von 1924—25 über Indien wird der Staat Mysore in einem Diagramm als durch Hungersnot heimgesucht bezeichnet<sup>60</sup>. Die Einzelheiten fehlen vollkommen und merkwürdigerweise steht dort nicht ein einziges Wort über die Hungersnot in Mysore, das größer als Österreich ist und dessen Bevölkerung über  $5\frac{1}{2}$  Millionen zählt! Dabei ist der Bericht 400 Seiten lang! Auf diese Weise werden Tatsachen verschwiegen, und wer weiß, während diese Zeilen geschrieben werden, ob nicht irgendwo in Indien täglich Tausende Menschen Hungers sterben?

Die Häufigkeit der indischen Hungersnöte ist keineswegs geringer geworden, ja es bestehen Bedenken, ob die Hungersnöte doch nicht am Ende sowohl an Häufigkeit wie an Intensität eher zu- als abgenommen haben. "We have the undeniable fact", sagt Arnold Lufston, "that whenever there is a shortage in the crops, there comes a famine and millions of the people die. They died in the year 1900, they died in the year 1918 like flies"<sup>61</sup>. Dies ist der Zustand eines Volkes, das seit etwa 100 Jahren die Segen englischer Friedensherrschaft genießt. Während unsere Landsleute in Millionen darben und hungern, werden unseren Schulkindern solche Märchen erzählt: "If poor people have no money at all to buy grain they are given easy work to do and paid for their work so that they may have money to buy grain"<sup>62</sup>. Und sieht man den offiziellen Bericht, der die „wichtigeren Ereignisse“ des Jahres 1918 enthält, so sagt der Bericht, es sei dort nur Teuerung gewesen und hie und da hätte es auch Knappheiten gegeben. Überlassen wir anderen Arbeiten die Erörterung

<sup>59</sup> "Sixty Years of Indian Finance". Bombay 1921. S. 152.

<sup>60</sup> "Moral and Material Progress of India in 1924—25". London 1925. S. 231. (Diagramm No. 19.) Ebenfalls in den Berichten für die letzten 8 Jahre wurden verschiedene Teile von Indien (in Diagrammen) als durch Hungersnot heimgesucht bezeichnet. Während Millionen Menschen in Indien alljährlich Hungersnot leiden, schreibt man Dinge, die in wehmütiger Erinnerung an die Millionen von Menschenopfern nur mit bitterer Ironie und stilem Ent sagen gelesen werden können: „Der große Segen der Eisenbahnen für die indischen Millionen besteht vor allem in der Abwehr der Hungersnöte“ (Dr. Günther Voigt: „Staat und Eisenbahnwesen in Britisch-Indien“ in „Archiv für Eisenbahnwesen“ 1925. S. 689).

<sup>61</sup> "Happy India". London 1922. S. 146.

<sup>62</sup> Aus dem in den unteren Schulklassen allgemein bekannten Lehrbuch: "Easy Lessons in Indian History" von E. Marsden, B. A., F. R. G. S., M. B. A. S. Macmillan, London 1924. S. 83.

dieser und ähnlicher Bedenken; die traurige Tatsache genügt vorläufig, daß jede Hungersnot Indiens die Armut seines Volkes darstellt.

Ebenfalls ist der Ausbruch der vielen Epidemien in Indien hauptsächlich als Resultat der indischen Armut aufzufassen. Denn ohne die Armut wären die Epidemien keineswegs so häufig und würden nicht  $\frac{1}{10}$  soviel Todesopfer fordern, und nicht  $\frac{1}{100}$  soviel dem wirtschaftlichen Leben schaden.

### 5. Epidemien in Indien.

Verwoben mit der Frage der Lebenshaltung ist die der Gesundheitspflege. Daß das Verhältnis zwischen Gesundheit und Lebenshaltung ein bestimmtes ist und sich nach der Lebensweise ändert, ist eine so allgemein anerkannte Tatsache, daß sie nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Je höher also die Lebenshaltung eines Volkes steht, desto besser wird auch die Volksgesundheit sein. Umgekehrt, bei niedrigem Stand der Lebenshaltung wird die Volksgesundheit eine sehr schlechte sein, was ja in Indien der Fall ist. Wenn man die Ursachen der indischen Epidemien erfährt, so wundert man sich hierüber nicht.

Ohne jeden Zweifel steht es fest, daß die folgenden drei Umstände nicht nur zur Verbreitung indischer Epidemien, sondern auch zu ihrer häufigen Wiederkehr beitragen.

Erstens die unhygienischen Lebensgewohnheiten des Volkes, das nicht versteht auf sich selbst zu achten und für die Verhütung der Epidemien selbst Sorge zu tragen.

Zweitens sind die verschiedenen, sowohl die einheimischen wie britischen Behörden daran schuld, weil sie keine Maßnahmen ergreifen, den Ausbruch der Epidemien zu verhüten oder, wenn einmal ausgebrochen, sie im Keime zu ersticken. Verhütungsmaßregeln werden erst sehr spät getroffen<sup>63</sup>.

Drittens ist die indische Armut selber als Ursache der Epidemien zu betrachten, weil die Armut eine Steigerung im Niveau der Lebenshaltung nicht ermöglicht. Und es ist klar, daß ohne bessere Lebenshaltung eingeführt zu haben es ganz unmöglich ist, an die Ausrottung indischer Epidemien zu denken.

Obschon es eine schwierige Aufgabe ist, genau festzustellen, welche von diesen drei Ursachen hauptsächlich an den Epidemien Schuld trägt, so läßt sich doch darüber sagen, daß für den schlechten Gesundheitszustand des indischen Volkes die Armut am meisten verantwortlich zu machen ist. Wie kann man von einem Volk verlangen, daß es für die Gesundheit sorgen soll,

<sup>63</sup> Diese beiden Punkte werden später bei der Behandlung der sozialen und politischen Ursachen der indischen Armut ausführlich besprochen werden.

wo es ihm doch schwer genug gemacht worden ist, sich für die einfache Daseinsfristung Mittel zu verschaffen? Diejenigen Menschen, die in ihrer Gesundheit kaum soviel verdienen, um sich und die Familie am Leben zu erhalten und mit dem Minimum an absoluten Befriedigungsmitteln auskommen müssen, können während ihrer Krankheit erst recht nicht für den Lebensunterhalt sorgen, geschweige denn, daß sie in der Lage wären sich Medizin und ärztliche Hilfe leisten zu können. Von öffentlichen Spitälern sei lieber geschwiegen, denn erstens sind sie nur in größeren Städten vorhanden und zweitens in so beschränkter Zahl und Größe, daß nicht jedem Rat und Hilfe zuteil werden kann.

Die Epidemien und Krankheiten, die Indien heimsuchen und die Armut seines Landes vergrößern bzw. den wirtschaftlichen Fortschritt seiner Bevölkerung hindern, sind Cholera, Dysenterie, Ankylostomiasis, Influenza, Malaria, Pest, Pocken und Tuberkulose. Außerdem, was eigentlich nicht zu den Krankheiten gehört, aber doch sich in diesem Zusammenhang ganz gut beschreiben läßt, ist die in letzter Zeit sehr akut gewordene Frage nach dem stets größer werdenden Verbrauch der alkoholischen Getränke in Indien.

Diese dem indischen Wirtschaftsleben so schädlichen Erscheinungen können gerade in einer Arbeit über die Armut des Landes nicht vernachlässigt werden. Die beiden gehören ja zu den Ursachen der indischen Armut. Deshalb gehen wir nicht an diesem Problem vorbei, ohne ihren Einfluß auf das ökonomische Leben Indiens gezeigt zu haben.

Indien ist ein von Epidemien häufig heimgesuchtes Land. Die Zahl der Epidemien und die Häufigkeit ihrer Wiederkehr sind erschreckend groß. Man stelle sich vor, was es bedeutet, wenn jahraus jahrein eine (oder mehrere) von den eben genannten Epidemien irgendeinen Teil Indiens heimsucht, Hunderte Menschen geistig und körperlich schwächer macht und teilweise wirtschaftlich zugrunde richtet.

Einige Zahlenangaben<sup>64</sup>, die nur die direkt unter britischer Verwaltung stehenden Provinzen betreffen, die einheimischen Staaten aber gänzlich ausschalten, geben eine schwache Vorstellung von den Verheerungen, die die Epidemien in Indien anrichten. An Cholera starben in den Jahren 1914—24 durchschnittlich 315 490 Menschen im Jahr. Im selben Jahrzehnt betrug die Zahl der Pestopfer durchschnittlich 228 033 im Jahr. Fieber (hauptsächlich Malaria, Influenza und Typhus) forderten durchschnittlich im selben Jahrzehnt nicht weniger als 5 041 420 Menschenleben im Jahr. Wie gering die gesundheitliche Widerstandsfähigkeit des indischen Volkes ist, zeigt deutlich die Tatsache,

<sup>64</sup> "Statistical Abstract". London 1925. S. 384 und 390.

daß 1918—19, als die Influenzaepidemie in Indien wütete, die Zahl der Todesopfer 12—13 Millionen betrug!<sup>65</sup> Diese Zahl ist größer als die Zahl der auf allen Schauplätzen des Weltkrieges gefallenen Krieger aller Nationen. Warum binnen eines Jahres so viele Menschen gestorben sind, erklärt sich daraus, daß gleichzeitig schreckliche Hungersnot in Indien wütete. Mit Recht sagt Loveday: "Mortality is naturally greatest when the resisting power of the people has already been weakened by lack of sustenance"<sup>66</sup>.

Vom rein ökonomischen Standpunkte betrachtet, sind vielleicht Ankylostomiasis und Malaria die Indien am meisten schädigenden Krankheiten.

Ankylostomiasis ist eine durch Palisadenwürmer bedingte Krankheit, die „Schmerz im Oberbauch, Sodbrennen, gelegentliches Erbrechen, Mattigkeit, Ohrensausen, Schwindel, Kopf- und Muskelschmerzen“<sup>67</sup> verursacht. An dieser Krankheit leiden nicht weniger als 45 000 000 Arbeiter<sup>68</sup> in Indien, deren jährliches Einkommen auf 4 500 000 000 Rupien, also 100 Rupien pro Kopf der arbeitenden Bevölkerung berechnet worden ist<sup>69</sup>. Eine günstige Eigentümlichkeit dieser Krankheit ist, daß nach Entfernung der Würmer die Kranken sich meist sehr rasch erholen<sup>70</sup>. Und es wurde festgestellt, daß nach der Genesung die Arbeiter 25—50 % mehr Arbeit leisten können wie sonst. Angenommen, daß nur 10 % erhöhte Produktivität erzielt werden kann, selbst dann werden die Arbeiter 450 000 000 Rupien mehr verdienen. "If the earnings are increased by 33 % as there is every reason to expect would be the case, the amount of the Indian War Loan represents the increased earnings which could be made in one year by the people of India could they all be immediatly freed from hookworm"<sup>70</sup>.

So schlimm auch diese Krankheit sein mag, eine andre gibt es, die zwar ziemlich harmlos erscheint, aber um so gefährlicher wirkt. Diese am Herzen des indischen Volkes zehrende Krankheit ist die „chronisch wiederkehrende Malaria, welche Leben

<sup>65</sup> "The Indian Year Book". Bombay 1926. S. 15.

<sup>66</sup> "History and Economics of Indian Famines". Bell, London 1914. S. 14.

<sup>67</sup> J. v. Mehrings: „Lehrbuch der inneren Medizin“. (Herausgegeben von Prof. Krehl.) Fischer, Jena 1925. I. Band. S. 601—602.

<sup>68</sup> Vgl. Andrew Balfour und H. Scott's "Health Problems of the Empire". Collins, London 1924. S. 193—194.

<sup>69</sup> Dies widerspricht unserer Annahme betr. des Durchschnittseinkommens nicht; denn es handelt sich hier nicht um das Einkommen der indischen Gesamtbevölkerung, sondern um das der verdienenden Bevölkerung.

<sup>70</sup> Balfour and Scott: "Health Problems". S. 194. Die obigen Angaben stammen aus einem im "Indian Journal of Medical Research", Oktober 1922, erschienenen Aufsatz.

und Energie aussaugt, die Mentalität ändert, zu Kränklichkeit und Armut führt. Eine von Malaria durchseuchte Bevölkerung ist eine traurige Erscheinung, blutlos, atemlos, achtlos, oft, im Gegensatz zu der allgemeinen Abmagerung, mit vergrößerter Milz. Es ist ein Fall des ermüdeten Geistes im ermüdeten Körper, und natürlich kann unter solchen Umständen keine wertvolle Arbeit geleistet werden. Das Schlimmste davon ist, daß dies jahraus jahrein dauert<sup>71</sup>, ohne daß die geringste Aussicht auf völlige Herstellung der Gesundheit besteht. So erscheint die Berechnung, daß der jährliche Verlust, der Indien durch Malaria erwächst, 50—60 Millionen Pfund Sterling ist<sup>71</sup>, durchaus wahrscheinlich. Über hundert Millionen Pfund also beträgt der durch Malaria und Ankylostomiasis in Indien während eines einzigen Jahres verursachte Schaden. Zweifellos muß ein solches Land arm sein. Vergessen wir nicht, daß das Land auch noch durch andere Epidemien geplagt wird, die den Kern des Wirtschaftslebens noch mehr verderben.

Pest und Cholera waren einst in Europa ebenso häufig wie jetzt in Indien, und doch ist die Pest aus Europa vollständig verschwunden. Was die Cholera anbelangt, ist sie auch mit Hilfe sanitärer Einrichtungen und moderner Bekämpfungsmittel, wenigstens in den westlichen Teilen Europas, so gut wie vollständig ausgerottet. In Indien dagegen herrscht die Cholera dauernd im Ufergebiet des Ganges und tritt alljährlich in großer Ausdehnung fast explosionsartig in anderen Teilen auf. Wegen der völligen Unkenntnis der Infektionswege kann die Epidemie in Indien auf keinem Gebiet beschränkt werden, geschweige denn, daß es möglich wäre, sie gänzlich auszurotten. Die Bevölkerung ist zu schlecht gestellt — sowohl finanziell wie in allgemeiner Bildung — um die Vorsichtsmaßregeln beobachten zu können. Das unvermeidbare Resultat ist, daß Hunderttausende jährlich an Cholera sterben.

Noch vor 3 Jahrzehnten war die Pest in Indien gänzlich unbekannt, aber es sollte auch von der „mörderischen epidemischen Krankheit“ (Krehl) nicht verschont bleiben. Es war erst im Jahre 1896, daß die Seuche in Bombay ausbrach, um, wie es scheint, nie wieder zu verschwinden. Seitdem richtet sie unvorstellbares Unheil an. Volle elf Millionen Menschen sind bisher ihr zum Opfer gefallen, und wer kennt die Zahl derer, die durch diese fürchterliche Seuche zugrunde gerichtet worden sind und immer noch vernichtet werden? Denn es gibt keinerlei Veranlassung an-

<sup>71</sup> "It is calculated that the direct annual cost of sickness and death resulting from Malaria in India is between fifty and sixty million pounds sterling, and this, be it noted, is but the direct cost, taking no account of the even greater indirect losses due to the resultant impaired production power of labour". (Ibid. S. 362—363.)

zunehmen, daß die Pest oder irgendeine andere Seuche in Indien seltener geworden ist. Ja, es fehlt nicht an Gründen, die die Annahme berechtigen, daß wir in Indien jetzt mehr Krankheiten und Epidemien haben als vor Jahren. Daß wir uns dessen nicht bewußt sind, ist auf die Tatsache zurückzuführen, daß wir uns an die Kränklichkeit gewöhnt haben. Aber es ist unabweisbar, daß die Epidemien schrecklichen Umfang angenommen haben. Schon die Entwicklung der Verkehrsmittel erleichtert die Ausbreitung der Infektionskrankheiten — sonderlich wenn keine Gegenmaßnahmen getroffen werden, weil angeblich Mangel an Geldern herrscht. Dort, wo Sparsamkeit nicht nur möglich, sondern auch wünschenswert ist, dort sitzen Leute, die erbarmungslos verschwenderisch sind. Andererseits herrscht unerträglicher Geldmangel. Lehrreich sind in dieser Beziehung die unvergänglichen Worte eines großen Meisters: „Der Staat“, schrieb Prof. Dr. Rudolf Virchow in seinem Gutachten über die Notwendigkeit einer Kanalisation für Berlin, „der die allgemeine Bildung anstrebt, sollte auch die allgemeine Gesundheit anstreben. Erst Gesundheit, dann Bildung. Kein Geld ist rentabler angelegt als dasjenige, das für die Gesundheit aufgewendet wird“. Hätte die Regierung indischen Wohlstand erwünscht, dann hätte sie längst diesen Spruch Virchows zu ihrem Leitstern gemacht.

Die Geschichte der indischen Krankheiten und Epidemien ist keineswegs zu Ende! Influenza und Tuberkulose, Pocken und viele andere haben ihren Anteil an den vermeidbaren Todesfällen und dem durch sie angerichteten wirtschaftlichen Unheil. Aber was hat das für einen Zweck, unsere Erzählung fortzusetzen? Überall besteht die Hoffnungslosigkeit, daß vorläufig mit der Verminderung indischer Epidemien oder wenigstens mit deren intensiven Wirkungen überhaupt nicht zu rechnen ist. Einfach deshalb, weil sie nicht mit den für ihre Ausrottung bzw. Verminderung notwendigen Mitteln bekämpft werden. Das ärgste Hemmnis kommt natürlich von der großen Armut der Bevölkerung, die, um ihr Elend zu vergessen, nach einem Mittel greift, das schädlicher, unheildrohender und verwerflicher ist als das Elend selbst, ich meine natürlich den Alkohol.

## 6. Alkoholismus in Indien.

Obschon Alkoholismus eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart bildet und seit dem berüchtigten Verbot in den Vereinigten Staaten von Amerika in den Interessenmittelpunkt weiterer Kreise gerückt ist und die Aufmerksamkeit großer Bevölkerungsteile so auf sich zu lenken vermocht hat, daß selbst in Ländern wie Deutschland und Frankreich, wo am wenigsten Aussicht auf Erfolg für die Durchführung des Antialkoholismus be-

steht, große Propaganda von den Abstinenzlern getrieben wird, und obschon eine Masse „Aufklärungsschriften“ unter die interessierten, desinteressierten und sogar auch feindlich gesinnten Schichten der Bevölkerung verteilt worden sind, dennoch besteht keine Klarheit über Ziele und Aufgaben, Zweck und Mittel dieser Antialkoholpropaganda, die angeblich am meisten uneigen-nützige Anstrengungen seitens der ihr ergebenen Menschen her-vorgerufen haben soll<sup>72</sup>.

Aus vielen von Anhängern des Alkoholverbots geschriebenen Schriften geht hervor, daß es keine Krankheit gibt, an der der Alkohol nicht Schuld wäre, und auch kein Verbrechen, das nicht seine Urgründe im Alkohol hätte. Diese und ähnliche Behauptungen, die trotz des Widerspruches seitens maßgebender Persönlichkeiten immer wieder gemacht werden, brauchen wir überhaupt nicht zu beachten, geschweige denn, daß wir selber geneigt wären, sie anzuerkennen zu wollen. Einzelne Gegner des Alkohols haben selbst zugeben müssen, daß „Betrunknenheit viel mehr als Trinken der eigentlich zu bekämpfende Feind ist“.

Es läßt sich jedoch nicht in Abrede stellen, daß mit dem Alkohol sehr leicht Mißbrauch getrieben werden kann, und auch überall, wo Alkohol gestattet ist, der Mißbrauch tatsächlich getrieben wird. Aber wenn Alkohol guter Qualität mit Maß und Ziel getrunken wird, dann kann er für die Bevölkerung eher eine Wohltat bedeuten, als sie gesundheitlich und finanziell schädigen. Der springende Punkt liegt aber in dem theoretisch wohl denkbaren, aber bei der menschlichen Veranlagung fast ausgeschlossenen Umstand, nur mäßig zu trinken. Es erfordert große Eigenschaften, die nicht jedem gegeben sind, um den Versuchungen — den Alkoholverbrauch selbst auf Kosten wichtigerer Bedürfnisse und der eigenen Gesundheit zu vermeiden — erfolgreich zu widerstehen. Der zuerst aus Neugierde und Interesse entstehende Wunsch, noch einmal zu versuchen, artet bald in Verlangen und Begierde aus und führt zur Regelmäßigkeit und Gewohnheit, die das Leben ganz anders gestaltet, als es ursprünglich beabsichtigt war. Endlich langt der Mensch dort an, wo er als unrettbar gilt und in seiner tragischen Umgebung als Wrack endet. Wieviele gehen und sind denselben Weg gegangen! Wieviele werden noch diese traurige Bahn betreten, um den Gefahren, die der Alkoholismus mit sich bringt,rettungslos zum Opfer zu fallen.

Mag für Europa der Alkohol nicht nur unschädlich, sondern auch sogar wohltuend sein — deshalb kann man doch nicht dasselbe von Indien behaupten. Es gibt eben Dinge, in denen sich überhaupt kein Vergleich zwischen den beiden Weltteilen

---

<sup>72</sup> Text der Anmerkung siehe Anhang.

ziehen läßt — dafür sind die Verhältnisse zu verschieden. Schon das Tropenklima und die übergroße Hitze in Indien machen den Alkohol selbst bei größter Anstrengung nie unentbehrlich. Wenn wir die Autorität einer so maßgebenden Persönlichkeit, wie es Geheimrat Krehl ist, anerkennen wollen, so ist das auch von Europa der Fall:

„Was die Frage der alkoholischen Getränke und des Tabaks angeht, so stellt sich für seine körperliche und seelische Gesundheit der am besten, der sie völlig beiseite läßt. Einen Nutzen hat noch niemand davon gesehen, dagegen steht der Schaden durch reichliches Rauchen und regelmäßiges Trinken unzweifelhaft fest“<sup>73</sup>.

Wenn wir zu dieser Ansicht gelangen, dann dürfen wir ruhig sagen, daß der Alkohol für Indien erst recht nicht notwendig, weniger wohltuend, jedenfalls schädlicher ist, als in Europa. Bei der Schädlichkeit des Alkohols kommt es nicht nur auf die Quantität, sondern auch — vielleicht hauptsächlich — auf die Qualität der alkoholischen Getränke an. Und die alkoholischen Getränke Indiens sind berüchtigt für ihre schlechte Qualität. Die meisten sind derart, daß kein Europäer sie auch nur versuchen würde. (Nie hat man in Indien gelesen, gesehen oder gehört, daß ein Europäer indischen Alkohol je regelmäßig getrunken hätte.) Der schlimmste europäische Schnaps scheint, ohne jede Übertreibung, besser zu sein, als irgendein alkoholisches Getränk Indiens! Mögen sie heißen wie sie wollen, Seindi, Bhang, Gandja, Tscharas oder sonst was, alle sind von gleich schlechter Qualität und in ihrer Wirkung genau so verderblich. Eins ist schlimmer als das andere, und es ist schwer, die Verderblichkeit ihrer Wirkung in einigen Worten zu zeigen.

“The evil effects of alcohol — such alcohol — on the nation can not be over-estimated, the picture can hardly be painted in colours too lurid. It kills directly by its poisonous qualities.” Dieses für die afrikanischen Verhältnisse geschriebene Wort kann mit gleicher Berechtigung für Indien angewandt werden. Wer nie den indischen “Toddy”, um das am meisten gebrauchte (populärste) alkoholische Getränk Indiens zu nennen, auch nur aus einiger Entfernung gerochen hat, kann keine Vorstellung davon haben, wie schlechtes ist und wie furchterlich es stinkt. Die Tatsache, daß ein Europäer, selbst der einfachste Tommy, keine indischen Alkoholgetränke zu sich nimmt, dürfte als das beste Kriterium für die Beurteilung der Qualität indischer Getränke dienen.

<sup>73</sup> In einem in Zusammenhang der Reichsgesundheitswoche zu Heidelberg gehaltenen Vortrag. Wortlaut aus dem „Heidelberger Tageblatt“ vom 19. April 1926.

Indischer Alkohol ist mit einem Wort — wenn uns der Ausdruck gestattet sein darf — elender Fusel, mit dem sich immer mehr Menschen vergiften.

Daß die Qualität der indischen Getränke schlecht sein muß, ist schon aus dem Grunde zu natürlich, weil die trinkende Bevölkerung nicht in der Lage ist, und auch nie in der Lage war, bessere alkoholische Getränke zu bezahlen. Deshalb gab man sich selbstverständlich keine Mühe, um gute Getränke herzustellen, die, ohne der Gesundheit zu schaden, das Bedürfnis nach Alkohol befriedigen könnten. Es ist also erklärlich, daß es eine Notwendigkeit war und ist, daß Indiens alkoholische Getränke schlechter — sehr schlechter — Qualität sein müssen. Bei der geringen Zahlungsfähigkeit der trinkenden Bevölkerung war und ist damit zu rechnen, daß jede Teuerung, so gering sie auch sein mag, Hunderten unmöglich machen würde, ihre Trinkgelage aufzuhalten. Demnach mußten also die Geschäftsprinzipien sein: „Billig — möglichst billig“; „lieber die Qualität verschlechtern, als die Preise erhöhen“. Dies wurde tatsächlich befolgt, so daß in den letzten dreißig Jahren ganz entschieden die sowieso schlechten alkoholischen Getränke noch mehr verschlechtert sind. Demgemäß ist natürlich die Schädlichkeit der Wirkungen auch größer geworden.

Man kann nicht die Lage breiter Schichten der indischen Bevölkerung betrachten, ohne einen tiefen Schmerz über die Verbreitung alkoholischer Getränke unter den Arbeitern zu empfinden — nicht soviel darüber, daß sie trinken, sondern vielmehr weil sie die denkbar schlechteste Alkoholsorte zu sich nehmen, die ihrer Gesundheit schadet, Arbeitsfreudigkeit und -produktivität verringert, Familienleben zerstört, zu Invalidität und Armut führt.

Ohne jeden Zweifel steht es fest, daß die alkoholischen Getränke Indiens die Armut seines Landes vergrößern. Es würde tatsächlich ein Mirakel sein, wenn das nicht der Fall wäre.

Erinnert man sich der schlechten Qualität indischer Getränke, dann kann man nicht umhin, mit stiller Wehmut die Statistik des „allmählich“ aufsteigenden Konsums zu betrachten<sup>74</sup>.

Provinz	Konsum in "Proof Gallons" 1901—02	Konsum in "Proof Gallons" 1918—19
Bombay und Sindh . . . . .	1 717 775	2 670 154
Madras . . . . .	875 755	1 672 492
Punjab . . . . .	248 524	456 837
Zentralprovinzen und Berar . . . . .	266 180	1 221 137
Vereinigte Provinzen . . . . .	1 214 798	1 468 620
Bengalen mit Bihar und Orissa . . . . .	608 298	2 069 909

<sup>74</sup> Die Zahlen sind Badrul Hassans Buch über "The Drink and Drug Evil in India" (Madras 1922, S. 84) entnommen. Merkwürdigerweise fehlt die Statistik über den Konsum indischen Alkohols gänzlich in dem amt-

(N. B. Für die übrigen direkt unter englischer Herrschaft stehenden Provinzen sind leider keine Zahlen angegeben worden. Gleichfalls ist der Konsum in den einheimischen Staaten vollkommen unbekannt.)

Obschon der Konsum in einigen der oben genannten Provinzen seit 1911—12 zurückgegangen ist, ist er aber dafür in anderen Provinzen um so größer geworden, so daß in ganz Indien im Jahre 1918—19 mehr alkoholische Getränke konsumiert wurden als in irgendinem Vorkriegsjahr. In Birma allein stieg der Konsum von 26 786 gallons auf 124 409!<sup>75</sup>

Die Konsum-Statistiken sind leider sehr unvollkommen — vielleicht sind sie auch unzuverlässig. Einen besseren Aufschluß geben uns die Statistiken über die Einkünfte, die der Staat von alkoholischen Getränken bezieht. Obschon sich nicht zwingend beweisen läßt, daß die Zunahmen in den Einkünften auch auf die Zunahme im Verbrauch schließen läßt, so kann doch angenommen werden, daß wenigstens ein Teil davon aus dem vermehrten Konsum stammt. Mit diesem Vorbehalt betrachten wir die wachsenden Einkünfte, die der Staat von indischen alkoholischen Getränken bezieht<sup>76</sup>.

Jahrgang	Alkohol (in £ Sterling)	Opium	Summa der Bevölkerung (in Annas.)	Steuer pro Kopf
1914—15	9 869 477	3 350 279	13 281 523	8 <sup>5</sup> / <sub>12</sub>
1915—16	9 397 826	3 481 195	12 934 157	8 <sup>1</sup> / <sub>6</sub>
1916—17	10 156 585	3 595 223	13 809 286	8 <sup>2</sup> / <sub>3</sub>
1917—18	11 400 684	3 773 343	15 234 277	9 <sup>7</sup> / <sub>12</sub>
1918—19	13 166 828	4 015 715	17 257 891	10 <sup>11</sup> / <sub>12</sub>
1919—20	14 719 647	4 378 647	19 184 048	12 <sup>1</sup> / <sub>12</sub>
1920—21	15 587 684	4 700 076	20 373 329	12 <sup>2</sup> / <sub>3</sub>
1921—22	12 742 612	4 324 426	17 135 056	10 <sup>2</sup> / <sub>3</sub>
1922—23	13 977 542	4 580 880	18 661 204	12 <sup>1</sup> / <sub>12</sub>
1923—24	14 373 802	4 720 798	19 208 828	12 <sup>5</sup> / <sub>12</sub>

Keine geringe Summe ist es, die die Regierung von den Lastern des Volkes bezieht. Die Zahlen erzählen sozusagen ihre tragische Geschichte selbst — man braucht nicht viel hinzuzufügen. Die ganze Tragik liegt aber darin, daß ein Volk, das nicht genug hat, um sich satt zu essen, geschweige denn, um sich gut zu kleiden oder für andere absolute Bedürfnisse zu sorgen, ein Volk, das nicht in der Lage ist, ein menschenwürdiges Dasein zu führen, nicht weniger als 600 000 000 Rupien (ungefähr

lichen Jahrbuch. Auch die halbamtlichen Jahrbücher wie "Statesman's Year Book", "India Year Book" schweigen vollkommen hierüber. Sollte die Absicht irgendeine Rolle spielen?

<sup>75</sup> Ibid. S. 84.

<sup>76</sup> Aus dem amtlichen statistischen Jahrbuch "Statistical Abstract for Br. India — 1914—1924". London 1925. S. 169—171.

900 000 000 RM.) jährlich für den fürchterlichsten Fusel, den es überhaupt gibt, vergeudet<sup>77</sup>.

Die beste Erklärung für die Zunahme im Verbrauch der alkoholischen Getränke in Indien ist die, daß die Bevölkerung die schlechten Getränke zu sich nimmt, nicht etwa um des „guten“ Geschmackes willen, sondern nur der Wirkungen halber, weil sie ihr Dasein — ihr elendes Dasein — vergessen will, sei es nur für einige Stunden und geschehe es auf Kosten der Gesundheit und des Nacheckels, der unbedingt da sein muß, wenn durch den Alkoholverbrauch der finanzielle Zustand noch schlechter wird und es der trinkenden Bevölkerung noch schlimmer geht. Das Resultat ist, daß sie, um diese Sorgen zu vergessen, wiederum zum selben Giftmittel greift, das zwar die Schmerzen ein wenig betäuben, aber sie auf keinen Fall beseitigen kann. Die Schmerzen werden nicht gelindert, sie geraten nur für eine kurze Weile in Vergessenheit, um nach wenigen Stunden um so empfindlicher zu werden. Die trinkende Bevölkerung also dreht sich nur im Kreis herum — mit dem Unterschied allerdings, daß es ihr stets schlechter und schlechter geht, sie jedesmal vom Regen in die Traufe kommt und ihr wirtschaftliches Unheil noch mehr vergrößert wird.

Immer wieder hat man die Beobachtung gemacht, daß gerade die wohlsituierteren, vom abendländischen „Kultur“leben nicht beeinflußten Inder überhaupt keinen Alkohol trinken. Besonders der Mittelstand verachtet sowohl den Alkohol wie die Trinker, seien es indische oder europäische. Selbst diejenigen Familien, die europäische Lebensgewohnheiten angenommen haben, sind in diesem bestimmten Fall meistenteils beim alten idealen Zustand geblieben. Von Ausnahmefällen abgesehen kann man ruhig sagen, daß die alkoholischen Getränke Indiens nur von den schlecht gestellten Personen getrunken werden. Deshalb darf der Alkoholverbrauch keineswegs als Begleiterscheinung der „wachsenden allgemeinen Prosperität“, sondern vielmehr als Beweis für den schlechten Zustand der trinkenden Bevölkerung aufgefaßt werden.

Dasselbe gilt vom Opium, Morphium und Kokain. Das erste wird fast überall verbraucht, nicht aber in großen Mengen.

Schlechte Zigaretten, aus ganz minderwertiger Qualität hergestellt — eine Ein-Pfennig-Zigarette in Deutschland würde besser „schmecken“ und weniger ungesund sein als eine doppelt so teure indische Zigarette —, tragen das Ihrige dazu bei, um den Kern der indischen Menschen zu verderben.

<sup>77</sup> “The total money spent on drink in India is upwards of 60 crores Rs. annually!” (Prof. Shah und Prof. Khambata: “Wealth and payable capacity of India”.) Bombay 1924. S. 177.

Ein großer Trost ist es, daß weder Rauchen noch Trinken in Indien allgemein geworden sind. Im Vergleich zu Amerika, Europa und China ist das, was in Indien an Zigaretten, Alkohol und Opium verbraucht wird, ganz minimal, aber im Hinblick auf die Minderwertigkeit der Zigaretten, die schlechte Qualität des Alkohols und die Schädlichkeit des Opiums steht der Vergleich zwischen Indien und dem Ausland für das erstere äußerst ungünstig, denn es ist arm, und bei seiner großen Armut sollte es sich überhaupt keinen Alkohol leisten, geschweige denn, 900 000 000 Goldmark wegen eines ungesunden Getränkens vergeuden. Dabei gehören zu dieser Summe weder die Ausgaben für den in einheimischen Staaten verbrauchten Alkohol, noch die im ganzen Indien aufgewendeten Opium- und Zigarettenkosten! Wir würden deshalb nicht fehlschlagen, wenn wir angesichts dieser Umstände die Gesamtsumme des vom indischen Volke jährlich vergeudeten Geldes auf  $1\frac{1}{2}$  Milliarden Reichsmark schätzen würden. Daß diese ungeheure Vergeudung direkt zur Vergrößerung der Armut beiträgt, braucht nicht besonders betont zu werden.

Bisher haben wir nach kurzer Darstellung der jetzigen wirtschaftlichen Lage Indiens das indische Volksvermögen und Einkommen zu ermitteln versucht, die Lebenshaltung geschildert und die Hungersnöte in Indien beschrieben. Ohne dies wäre es vielleicht nicht möglich, eine klare Vorstellung von der Größe der indischen Armut zu haben. Weiter sind z w e i Ursachen indischer Armut schon erwähnt. Erstens die Epidemien, und zweitens der Alkoholismus, weil die beiden die Volksgesundheit verschlechtern, die ja als „Urquell“ des Reichtums mit Recht betrachtet worden ist. Man könnte aber sowohl die Epidemien als den Alkoholismus mit fast ebenso großem Recht als *E r g e b n i s* der Armut betrachten. Wenn auch der Konsum indischer Alkoholgetränke als Resultat der Armut aufzufassen ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch durch den Alkohol die Armut vergrößert wird: der Alkohol muß also wenigstens für den vermehrten Teil als Ursache der Armut betrachtet werden. Es ist in solchen Fällen schwer, Ursachen und Wirkungen auseinander zu halten — sie scheinen unzertrennlich verwoben zu sein. Ursachen führen zu Wirkungen — Wirkungen werden zu Ursachen. Es ist eine ewige Kette natürlicher Geschehnisse, die unaufhaltbar sind, solange nicht das Grundübel — die indische Armut — erkannt, bekämpft und ausgerottet wird.

---

## II. Worauf beruht der Wohlstand des indischen Volkes?

Der Wohlstand eines Volkes beruht erstens auf der Natur und zweitens auf den Bewohnern des betreffenden Landes. Ist das Klima eines Landes für den Menschen günstig, hat das Land viele Bodenschätze und fruchtbare Gebiete und sind die Menschen intelligent und fleißig, dann können wir damit rechnen, daß der Wohlstand des Volkes groß sein wird. Dies ist z. B. tatsächlich in Neuseeland der Fall, dessen Bewohner zu den wohlhabendsten Menschen der Welt gehören. Umgekehrt, wenn ein Land schlechtes Klima hat und unfruchtbare Gebiete besitzt und dessen Einwohner faul und unintelligent sind, dann wird das Land Armut aufweisen. Dies ist z. B. bei manchen Negervölkern des afrikanischen Kontinents der Fall, wo sie ihr kümmerliches Dasein fristen und keinerlei Zeichen eines Wohlstandes aufweisen. Sie hätten entschieden viel besser leben können, wenn sie nicht so stumpf, faul, grenzenlos egoistisch, hartherzig (sogar gegen ihresgleichen), gleichgültig und sorglos im Hinblick auf die Zukunft wären<sup>78</sup>.

Letzten Endes ist doch der Mensch auf die Natur angewiesen. Was kann ein fleißiges Volk schaffen, wenn ihm keine Naturmittel zu Hilfe stehen? Betrachten wir das Beispiel Afghanistan oder vieler anderer, in Gebirgsgegenden angesiedelten Völkerschaften. Wir sehen, daß sie es durch ihren Fleiß nur soweit bringen können, um ihr Leben auf eine ganz bescheidene Weise zu verbringen. Über ein bestimmtes wirtschaftliches Niveau hinaus können sie nicht gelangen, weil nicht sie, sondern die Natur versagt: d. h. die Natur ermöglicht dem Menschen nicht, den Weg zum wirtschaftlichen Wohlstand weiter zu schreiten. Da wo ihm die Natur „Halt“ zuruft, muß er stehen bleiben. Das menschliche Los ist untrennbar mit der Natur verbunden und sie ist es, die für die wirtschaftliche Entwicklung eines Volkes wirklich maßgebend ist. War es doch jahrelang die herrschende Meinung in der nationalökonomischen Wissenschaft, daß es allein die Natur ist, welche Werte schafft. Wenn wir auch diese einseitige Theorie nicht anerkennen können, so bildet doch die Natur einen wichtigen (vielleicht den wichtigsten) Produktionsfaktor.

<sup>78</sup> Vgl. Karl Bücher: „Der wirtschaftliche Urzustand“ in „Die Entstehung der Volkswirtschaft“. Laupp, Tübingen 1919. S. 15.

Die Aufgabe des Menschen besteht also nur darin, die von der Natur gebotenen Mittel am zweckmäßigsten zu gebrauchen, um sich den größtmöglichen Nutzen herauszuschlagen. Des Menschen ökonomisches Leben besteht also im engsten Zusammenhang mit den Naturgegebenheiten. Und die entscheidenden Faktoren für die Rolle, die die Natur im ökonomischen Leben eines Volkes spielt, bilden:

1. Geographische Lage,
2. Bodenschätze,
3. Landwirtschaftliche Produkte, und
4. Verkehrswege.

Nach den Naturgegebenheiten, die im eigentlichen Sinne den Kern eines Volkswohlstandes bilden, folgt an zweiter Stelle der Mensch mit seinen natürlichen Veranlagungen und ererbten oder durch Erziehung und Disziplin erlernten Fähigkeiten. Entscheidender Faktor bei der Bildung des sogenannten Nationalcharakters und der Nationaleigenschaften ist der Einfluß des Klimas, der auf keinen Fall unberücksichtigt gelassen werden kann. Wir wissen heute, daß klimatische Einflüsse und Wirkungen für vieles in der Entwicklung bzw. Hemmung des ökonomischen Lebens verantwortlich zu machen sind. Es ist wirklich nicht die „Veranlagung an sich“, die den mittelafrikanischen Neger zur Faulheit und Energierlosigkeit stempelt und den Schweizer Bauern energisch und arbeitsfreudig macht. Vielmehr könnte die glühende Hitze Zentralafrikas und das erfrischende Klima der Schweiz auch eine Erklärung für die Lebensgewohnheiten der beiden sein, von denen ja einer aus der Urwald-Hölle und der andere aus dem europäischen Paradies stammt.

Mitbestimmend für die Gestaltung des ökonomischen Lebens ist der Einfluß der Religion. Man denke nur an die gewaltigen Einflüsse, die religiöse Bewegungen, wie die Kreuzzüge, auf das ökonomische Leben ausgeübt haben. Ebenfalls hat z. B. der Islam eine erstaunlich große wirtschaftliche Tätigkeit in Indien entfaltet. Heute noch spielt die Religion (auch vom ökonomischen Standpunkt betrachtet) eine wichtige Rolle. Die Weltgeschichte würde einen ganz anderen Lauf nehmen (sowohl in kultureller wie in ökonomischer Hinsicht), wenn wie durch ein Zauberwort die Judenfrage in Europa und Amerika und das Hindumoslem-Problem in Indien plötzlich verschwänden. Man denke nur, wie oft das ökonomische Leben in Europa und Amerika nur wegen der Judenhetze benachteiligt und wieviel Zerrüttung durch die hindu-mohammedanischen Kämpfe in Indien verursacht werden.

Rassenveranlagung, der Einfluß des Klimas und der Religion sind also diejenigen Faktoren, die für die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen ausschlaggebend sind.

In diesem Kapitel jedoch wollen wir alle diejenigen Momente, die den Wohlstand eines Volkes beeinflussen, fördern oder hemmen, nur im Hinblick auf die indischen Verhältnisse erörtern.

### a) Natur.

“The progressive peoples of the world are those, who live under conditions which are neither too adavantageous nor too niggardly, where, if the community or the individual will face the situation and put forth the necessary exertion, the conditions of life may be made not only tolerable, but even luxurious”<sup>79</sup>.

Die Natur ist bei der Ausstattung der verschiedenen Welt- und Landteile nicht allen gerecht geworden. Manchen gegenüber war sie sehr verschwenderisch, und den anderen hat sie so wenig geschenkt, daß das Sein oder Nichtsein dieser Länder überhaupt keine wirtschaftliche Rolle spielt. Welchen Wert haben z. B. die an den beiden Polen liegenden Gebiete, die größer sein sollen als Europa? Die Wirtschaftsgeographie lehrt uns, daß kaum ein Fünftel der Erdoberfläche für die Menschen als Heimat geeignet ist. Wieviel hiervon ist wirklich so reich gesegnet, daß es einen Genuß bedeutet, darin zu leben?

---

Wenn auch kein Lieblingskind der Muttererde, ist Indien doch nicht schlecht von ihr behandelt worden. Es gehört weder zu den schlechtesten noch zu den besten Weltteilen. Es wurde in so reichlichem Maße mit natürlichen, unschätzbaren Kräften ausgestattet, daß man mit vollem Recht zufrieden sein kann. Die folgenden Seiten also sollen nicht als eine Anklage gegen die Natur, sondern vielmehr als eine aus vollem Bewußtsein hervorgehende, ehrlich empfundene Dankbarkeit aufgefaßt werden.

#### 1. Indiens geographische Lage.

Im ganzen betrachtet bildet Indien eine in sich geschlossene Einheit, die von dem übrigen Asien fast vollständig abgetrennt ist. Es wird allgemein als eine ungleichseitig dreieckige oder birnenförmige Festung betrachtet, die von Natur aus so beschützt ist, daß man sie (wenigstens in früheren Zeiten) nur von der nordwestlichen Seite her angreifen konnte. Der Norden und Nordosten Indiens sind durch die hohen Himalaja-Gebirge ge-

---

<sup>79</sup> Sir Charles Me Leod: “The Trade, Commerce and Shipping of the Empire”. Collins, London 1925. S. XXVIII.

schützt. Außer an der nordwestlichen Grenze bietet das Meer eine natürliche Sicherheit für das übrige Indien<sup>80</sup>. An der nordwestlichen Grenze fehlt insofern der natürliche Schutz, weil die Gebirge durch eine Reihe von Pässen durchschnitten sind. In früheren Zeiten, wo die Invasion auf dem Seeweg eine technische Unmöglichkeit war, boten diese Pässe die einzige Möglichkeit, in das Land einzudringen. Schon die Vorgeschichte Indiens lehrt uns, daß die arische Rasse, die bekanntlich einen großen Bestandteil der indischen Nation bildet, durch diese Pässe nach Indien gekommen sein müßte. Die Geschichte weist sechs weitere Invasionen auf, die durch diese Pässe erfolgten; Alexander der Große (327), Nahmud von Ghazni (1001), Tamerlan (1389), Baber, der Enkel Tamerlans und Begründer der Mongolenherrschaft in Indien (1524), Nadir Shah (1739) und zuletzt Ahmed Shah Abdali führten ihre siegreichen Heere nach Indien und beeinflußten die Geschichte des Landes. Jede neue Invasion bedeutete einen Wendepunkt nicht nur in der politischen, sondern auch in der ökonomischen Geschichte des Landes. Außer derjenigen Babers bedeutete jede Invasion einen Fluch für Indien und richtete großes Unheil an, so daß Indien Jahrzehnte brauchte, um sich von ihren Folgen zu erholen. Einige (z. B. Nadir Shahs) wurden mit solch barbarischer Grausamkeit durchgeführt, daß Indien nicht nur Millionen seiner unschuldigen Söhne verlor, sondern auch seiner größten Schätze beraubt wurde. Heute noch bildet die nordwestliche Grenze Indiens eine ständige Gefahr für das Land, und ihre Bewachung verschlingt ungeheure Summen. Trotz dieser Nachteile kann man aber nicht behaupten, daß Indiens Lage in ökonomischer Hinsicht nachteilig wäre. Weit davon entfernt ist seine Lage in fast jeder Hinsicht vorteilhaft. Militärisch ist die Lage so, daß Indien jederzeit mit Leichtigkeit verteidigt werden kann<sup>81</sup>.

In kultureller und wirtschaftlicher Hinsicht genießt Indien den Vorzug, auf allen Seiten Kultur- und Handelsvölker zu haben. Es kann mit China, Tibet, Afghanistan, Persien, Arabien und Hinterindien sehr leicht Beziehungen anknüpfen, die zum Vorteil aller rege fortgesetzt werden können. Es sind freilich überall Hindernisse im Wege, die sich nicht leicht überwinden lassen.

<sup>80</sup> Es ist aber selbstverständlich, daß diese natürliche Sicherheit durch die ungeheure Entwicklung der Kriegsflotten in großem Maße beeinträchtigt worden ist. Diesem Umstand Rechnung tragend, ist Indien auf dem Wege, eine eigene Kriegsflotte zu bauen, für welchen Zweck in der letzten Zeit Maßnahmen von der britisch-indischen Regierung getroffen worden sind. Die indische Kriegsflotte wird freilich für unabsehbare Zeit ein Werkzeug in den Händen des englischen Marindepartements sein.

<sup>81</sup> Daß es aber nicht der Fall gewesen, ist unsere Schuld. Wir haben Indien nicht verteidigt. Die Natur kann nie verantwortlich gemacht werden. Es waren stets unsere Niederlagen.

Das ist aber noch lange kein Beweis, daß sie unüberwindbar sind. Fremde Nationen, die mehr Geschäftsgeist, Unternehmungslust, Ausdauer und Organisationsvermögen besitzen, haben in praxi gezeigt, was sich alles aus Indien machen läßt, wenn nur Menschen da sind, die die Natur begreifen und die Wirtschaftskräfte des Landes in richtige Bahnen zu leiten vermögen.

Nicht anders verhält sich die Frage mit den indischen Schätzten.

## 2. Indiens Boden-Schätze.

Trotz dem populären Glauben, daß Indien eine Grube von ungeheuren Schätzten ist, muß gesagt werden, daß es in dieser Beziehung den anderen Ländern bei weitem nachsteht. Die Gründe für die entgegengesetzte, überall verbreitete Meinung, die trotz allem hartnäckig an Indiens „ungeheuren“ Reichtum glaubt, sind die folgenden: Erstens: Alles, was an Edelmetallen und Edelsteinen in Indien vorhanden ist, wird bei allen möglichen Gelegenheiten zur Schau gebracht. Beim Pompumzug eines indischen Fürsten z. B. sieht man öfters Staatselefanten, die im buchstäblichen Sinne mit Schmuck beladen sind. Nicht nur die Elefanten, sondern alles, was an der Prozession beteiligt ist, wird reichlich geschmückt. Die Diener, die Elefantentreiber, die Wagenführer, kurz und gut, alle tragen die kostbarsten Gewänder und machen auf die Zuschauer einen gewaltigen, unvergeßlichen Eindruck. Kein Wunder, daß die Zuschauer, worunter sich auch die Europäer befinden, beim Anblick orientalischer Prachtentfaltung in ihrer Meinung, daß Indien eins der reichsten Länder sei, bestärkt werden. Sie vergessen (oder wissen es überhaupt nicht), daß diese Schätze, die bei solchen und ähnlichen Gelegenheiten zur Schau gebracht werden, in Jahrhunderten, ja Jahrtausenden gesammelt worden sind. Zweitens: Obschon in Deutschland, Frankreich, England, oder gar in den Vereinigten Staaten von Ameriká mehr Gold und Silber vorhanden ist als in Indien, dennoch sieht man in Indien mehr klingende goldene und silberne Münzen, als in irgendeinem europäischen oder amerikanischen Staate. In den Vereinigten Staaten, wo bekanntlich über 50 % des Weltgoldvorrates vorhanden ist, sieht man fast nur "gold and silver certificates". Drittens ist der Umstand zu berücksichtigen, daß die indischen Maharadschas auf ihren Reisen, besonders im Auslande, in gar keinem Verhältnis zu ihrem Privat- bzw. Staatsvermögen grundlos verschwenderisch sind. Jeder will für die kurze Zeit seines Aufenthalts in Europa oder Amerika wenigstens den Eindruck erwecken, daß er der reichste indische Fürst sei. Daß dieser „selige“ Wunsch sehr oft erreicht wird, ist eine jedermann bekannte Tatsache. Freilich verschwenden die indischen Fürsten zu Hause fast ebensoviel wie auf ihren Reisen im Ausland, aber

ihre Verschwendung im Ausland bekräftigt natürlich die von vornherein vorhandene populäre Überzeugung, daß Indien ein sehr reiches Land sei. Und das ist zu verstehen, weil man in Europa von der großen Armut Indiens wenig oder nichts kennt. Kein Geringerer als Goethe sagt es: „Wir lernen die Menschen nicht kennen, wenn sie zu uns kommen, wir müssen zu ihnen gehen, um zu erfahren, wie es mit ihnen steht“<sup>82</sup>.

Diese drei Momente also tragen dazu bei, die populäre Meinung von dem „ungeheuren“ Reichtum Indiens aufrecht zu erhalten, obschon nicht viel dahinter steckt, denn Indiens indische Schätze schlummern noch im Schoße der Muttererde.

Trotz der Entwicklung in der Produktion der Metalle und Mineralien in Indien steht es fest, daß es noch viele Minen gibt, die noch nicht entdeckt worden sind, und wiederum andere, die zwar entdeckt, aber wegen Unrentabilität nicht in Betrieb genommen werden können. Es ist interessant zu bemerken, was ein Engländer über den indischen Mineralschatz zu sagen hat:

“Were India wholly isolated from the rest of the world, or were her mineral productions protected from competition, there cannot be the least doubt that she would be able from within her boundaries to supply very nearly all the requirements, in so far as the mineral wealth is concerned, of a highly civilised community”<sup>83</sup>.

Heute liegen die Dinge freilich anders. Die indische Metallindustrie ist weder isoliert noch vor fremder Konkurrenz geschützt — sie ist vielmehr zu Gunsten englischer Kapitalisten schutzlos preisgegeben. Nicht vom Standpunkt der Weltwirtschaft (oder gar der britischen Interessen), sondern von dem der indischen Volkswirtschaft betrachtet, wäre es besser, wenn die Bodenschätze Indiens solange unentdeckt liegen blieben, bis eine geregelte indische Volkswirtschaftspolitik geschaffen ist, die es hindern würde, indische Schätze in Englands Interesse auszubeuten. Man kann niemals behaupten, daß Indien von der Entwicklung der Metall- und Mineralproduktion überhaupt keinen Vorteil hat; aber mit vollem Recht kann man sagen, daß der Vorteil in keinem Verhältnis zu dem Verlust steht, der uns durch die Erschöpfung der Minen erwächst. Den Löwenanteil erhalten natürlich die Engländer, und Indien muß sich mit einem armseligen, wie Bettelgeld hingeworfenen Vorteil begnügen, der darin besteht, daß einige Tausende zu Hungerlöhnen beschäftigt werden. Daß sie beschäftigt werden, darin (nur darin) besteht

<sup>82</sup> Vgl. Freiherr v. Feuchtersleben: „Der Geist der deutschen Klassiker“ (Deutsche Bil.). Berlin. S. 25.

<sup>83</sup> V. Ballo: “A Manual of the Geology of India”. Part. III. Economic Geology”. Trübner, London. S. XV.

Indiens „Vorteil“, wofür es seine unersetzbaren Schätze hergeben muß. Durch Beobachtung ähnlicher Probleme ist man längst zu dem paradoxen Ergebnis gekommen, daß wirtschaftliche Blüte in Indien nicht immer indische Wirtschaftsblüte ist. Es ist interessant zu bemerken, daß wir die Entdeckung dieser Wahrheit dem scharfsinnigen Geist eines Europäers verdanken.

In Indien sind zwei verschiedene Metalle und Mineralien vorhanden, aber die meisten von ihnen haben keine Bedeutung, weil sie nur in kleinen Mengen gewonnen werden.

Ihrer Bedeutung nach sind Kohle, Petroleum, Gold, Blei, Mangan und Salz vorhanden, außerdem gibt es (ebenfalls ihrer Bedeutung nach genannt) Silber, Salpeter, Zinn, Eisen, Zink, Mica, Rubinen und Saphire, Wolfram, Kupfer, Chrom, Diamanten und Graphit. Daneben finden sich mehrere andere wie Nickel, Platin, Magnesium und Aluminium.

Im Vergleich zu der Weltproduktion aber ist das, was Indien z. Zt. an Metallen und Mineralien hervorbringt, ganz unbedeutend. Die folgende Tabelle<sup>84</sup> zeigt deutlich, welche Rolle Indien in der Steinkohlengewinnung spielt. Vergessen wir nicht, daß Steinkohle das bedeutendste von allen indischen Mineralien und Metallen ist.

Steinkohlengewinnung (in 1000 metrischen Tonnen)

Land	1924	1925
Vereinigte Staaten . . . . .	520 265	530 779
Großbritannien . . . . .	271 405	251 533
Deutschland . . . . .	118 769	132 729
Indien . . . . .	21 152	20 152

Gold, um ein anderes Beispiel zu geben, das die dritte Stelle in der indischen Mineralwelt einnimmt, hat eine jährliche Produktion von ungefähr 12 800 Kilogramm. Die Welt dagegen produziert jährlich etwa 560 000 Kilogramm. Die genauen Zahlen sind:

Jahr	Indien	Welt	Indiens Anteil an der Weltproduktion
1923 . . . . .	13 136	553 350	$\frac{1}{42}$
1924 . . . . .	12 328	585 557	$\frac{1}{47}$

Indien also produziert nicht einmal  $\frac{1}{40}$  der Weltgoldproduktion. In Silber steht das Verhältnis noch ungünstiger. Im Jahre

<sup>84</sup> Das Statistische Jahrbuch für das Deutsche Reich. Berlin 1926. Internationale Übersichten.

1923 produzierte Indien nur  $\frac{1}{50}$  der Weltsilberproduktion. Dennoch heißt es, daß Indien reich an Edelmetallen sei!

Noch auffallender ist die geringe Menge der Edelsteine, die heute in Indien gefunden werden. Das einst für Diamanten so berühmte Golconda hat heute keine Bedeutung mehr, da seine Minen schon lange völlig erschöpft sind.

Indien produziert über die Hälfte der Mica-Gesamtproduktion und nimmt die zweite Stelle in der Manganproduktion der Welt ein. Es heißt ja auch (man braucht bloß irgendein geographisches Schulbuch aufzuschlagen), daß Indien reich an Edelmetallen sei, und daß Diamanten, Perlen und Saphire zu finden wären. Es ist zweifellos richtig, was von der Mica- bzw. Manganproduktion behauptet wird. Aber die ganze Sache klingt vielschöner, als sie in Wirklichkeit ist. Geht man ihr auf den Grund, so stellt sich heraus, daß der jährliche Gesamtwert aller Edelsteine und Edelmetalle und Mica und Mangan, kurz und gut, aller indischen Metalle und Mineralien *geringer* ist, als der Wert des in einem einzigen Jahr ausgeführten Reises<sup>85</sup>. Nach dem Ausfuhrpreis war der Wert des im Jahre 1922 überhaupt produzierten indischen Reises nicht weniger als  $5\frac{1}{2}$  Milliarden Rupien. Indien also gewinnt an allen Metallen und Mineralien nur  $\frac{1}{16}$  dessen, was es an einem einzigen landwirtschaftlichen Produkt wie Reis hervorbringt. Relativ würde es der Wahrheit mehr entsprechen, wenn man nichts vom Vorhandensein indischer Metalle und Mineralien erwähnen würde, als wenn man es erwähnt ohne zu ahnen, daß die Worte — durch die Zahl der indischen Metalle und Mineralien bekräftigt — den falschen Eindruck von Indiens „ungeheurem“ Reichtum erwecken.

Es kann keinen Reichtum geben, solange indische Metalle und Mineralien nicht in vollstem Maße ausgebeutet werden. Eisen z. B. wird so gewonnen, daß „ein bedeutender Teil der Kohlen, 25—65 %, nicht ausgenützt wird!“<sup>86</sup> Bei vielen anderen Metallen ist der Betrieb „gewöhnlich nicht über das Stadium des Schürfens hinausgekommen“<sup>87</sup>. Es gibt sogar noch „eine Reihe mineralischer Produkte, welche noch fast gar nicht ausgenützt werden. Talkspat, Gips, Alaun, Borax, Monazit und andere mehr“<sup>88</sup>.

<sup>85</sup> Der Wert der Reisausfuhr im Jahre 1922 war 350 Millionen Rupien. Dagegen der Wert der Gesamtproduktion aller im selben Jahre produzierten indischen Metalle und Mineralien nur 345 Millionen Rupien. Vgl. „Statistical Abstract for British India from 1914—15 and 1923—24“. London 1925. S. 652—669 und S. 469.

<sup>86</sup> Prof. Sten Konow: „Indien unter der englischen Herrschaft“. Mohr, Tübingen 1915. S. 107.

<sup>87</sup> Ibid. S. 109.

<sup>88</sup> Ibid. S. 119.

Die Natur hat Indien viel geschenkt — nur muß der Mensch auf sich nehmen, für den eigenen Wohlstand zu sorgen. Das tut aber der Inder nicht; in seiner dummen Ahnungslosigkeit müht er sich, die Schätze aus der Erde heraufzuholen, nur damit ein anderer gegen einen lächerlich geringen Lohn um so bequemer leben kann.

Man hat die indische Mineralwelt so gut wie vollständig vernachlässigt. Sie ist heute in der Lage, nur 542 000<sup>89</sup> (0,17 % der Gesamtbevölkerung) Verdienstmöglichkeit zu verschaffen. Eigentlich kann nicht einmal davon die Rede sein. Vielmehr handelt es sich nur um Lebensfristungsmöglichkeit, denn die Löhne der Bergarbeiter sind so niedrig, daß sie sich kaum am Leben erhalten können. Bei besserem Bergbetrieb und vollständiger Ausnützung aller vorhandenen Möglichkeiten kann nicht nur Indiens Ertrag an Mineralien und Metallen mindestens verzehnfacht, sondern auch Millionen Menschen kann Verdienstmöglichkeit mit einem Lohnzusatz gegeben werden, der sie befähigt, auf einem menschenwürdigen Niveau der Lebenshaltung ihr Dasein zu verbringen. Es ist keine Utopie — kein Traum, der sich nie verwirklichen wird. Nein, es ist eine Tatsache, daß es in Indien gerade auf dem Gebiet der Mineralien am meisten zu arbeiten gibt, da die Bodenschätze so gut wie vollständig vernachlässigt sind. Denken wir an Eisen und dessen traurige Rolle, die es z. B. in Indien spielt. Schon im Altertum sollen sich indische Eisenwaren einer allgemeinen Beliebtheit erfreut und viel Absatz sogar in so entfernten Weltteilen wie Afrika und Europa gefunden haben. “In purity of ore and in antiquity of working, the iron deposits of India rank among the first in the world. They are to be found in every part of the country, from the northern mountains of Assam to the extreme south of Madras. Wherever there are hills iron is found and worked to greater or lesser extent. The indigenous methods of smelting the ore, handed down unchanged through countless generations, yield a metal of the first quality in a form well suited to native wants”<sup>90</sup>.

“Iron ore is distributed”, schrieb Sir Thomas Holdich, “throughout India in great abundance, indeed Central and Southern India may be said to be red with it. Near Saleem in Madras, whole hills and ranges seen to be formed of the purest variety of haemite . . . . . Few people are aware that the once world famous Damascus blades were fashioned from iron brought from a remote Indian village which once fi-

<sup>89</sup> “Statistical Abstract for British India from 1914—15 and 1924—25”.  
S. 36.

<sup>90</sup> Zitiert bei “The Encyclopedia of the British Empire”. Vol. 3. Bristol 1923. S. 1334.

gured in the whole world as the source of the finest steel in existence, and which has since passed into obscurity”<sup>91</sup>.

Trotz des Eisenerzüberflusses in Indien ist die jährliche Eisenproduktion so gering, daß sie im Vergleich zu anderen Staaten so gut wie gar nichts bedeutet. Die folgende Tabelle<sup>92</sup> zeigt deutlich genug, welche Rolle Indien in der Eisenerzgewinnung spielt:

Land	Jahr	In 1000 metrischen Tonnen
Vereinigte Staaten . . . . .	1923	70 464.0
Großbritannien . . . . .	1923	11 049.7
Deutsches Reich . . . . .	1923	5 118.0
Indien . . . . .	1923	817.3

Indien also produziert nicht einmal  $\frac{1}{6}$  der deutschen Eisenproduktion. Erinnern wir uns, daß Indien 10 mal so groß wie Deutschland und Eisenerz überall in Indien vorhanden ist. Es ist mehr wie Ironie — es ist wirtschaftliches Verbrechen, wenn ein an Eisen so reiches Land wie Indien in den Jahren 1920—24 Stahl und Eisen durchschnittlich im Werte von über 300 Millionen Goldmark jährlich importiert<sup>93</sup>.

Bedeutet die Vernachlässigung indischer Metalle und Mineralien nicht so viel wie ökonomischer Selbstmord oder zumindest wirtschaftliche Selbstverstümmelung?

Nirgends auf der Welt wird man so viel Armut sehen wie in Indien, aber auch nirgends in der ganzen Welt wird man bessere Möglichkeiten finden, sie zu beseitigen.

Zu allem hätte man geschwiegen, wenn man davon überzeugt wäre, daß die Inder unfähig sind, die von der Natur gebotenen Mittel auszunützen. Auch das trifft nicht zu. Junge, tatkräftige Inder haben das Gegenteil bewiesen. Schon vom alten Indien heißt es: “It is a mistake to suppose that the ancient system of working were entirely devoid of science”<sup>94</sup>. In der jüngsten Vergangenheit hat die einige Jahre vor Kriegsbeginn gegründete, mit indischem Personal und einheimischem Kapital, jedoch unter Anwendung europäischer Produktionsmethoden betriebene „Tata Eisen- und Stahlkompagnie“ alle Behauptungen über die vermeintliche Geschäftsuntüchtigkeit der Inder und ihre angebliche Organisationsunfähigkeit Lügen gestraft.

<sup>91</sup> “India”. Frowde, London 1904. S. 332—333.

<sup>92</sup> „Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich“. Berlin 1926. Internationale Übersichten. S. 44—45.

<sup>93</sup> Vgl. “Statistical Abstract”. London 1925. S. 457. Der jährliche Durchschnitt des Eisenimports ist 221 Millionen Rupien. Eine Rupie = 1.36 Goldmark.

<sup>94</sup> Sir Thomas Holdich: “India”. Frowde, London 1905. S. 335.

Zusammenfassend können wir also sagen, obschon Indien z. Zt. keine nennenswerten Vorteile von seinen Bodenschätzten hat, dennoch besteht die Möglichkeit, daß durch Anwendung wissenschaftlicher Methoden (vielleicht unter europäischer Aufsicht) und Überwindung künstlicher Hindernisse (Beseitigung Englands als Löwenanteilnehmer!) die indischen Metalle und Mineralien so ausgenützt werden können, daß die übergroße Armut des Landes gelindert und eine ihrer hauptsächlichen Ursachen entfernt werden kann. Selbst wenn man die indischen Mineralien und Metalle nicht antastet, kann die indische Armut bis zu einem Mindestmaße verringert werden und zwar durch die Entwicklung der indischen Landwirtschaft, die z. Zt. das Schicksal von 230 Millionen Menschen, also über 70 % der Bevölkerung bildet.

### 3. Indische Landwirtschaft.

„Beim rohen Ackerbau herrscht Geistesträgheit, körperliche Unbeholfenheit, Festhalten an alten Begriffen, Gewohnheiten, Gebräuchen und Verfahrungsweisen, Mangel an Bildung, Wohlstand und Freiheit.“ Friedrich List<sup>95</sup>.

Wiederholt haben wir die Tatsache hervorgehoben, daß es heute noch für die indische Landwirtschaft<sup>96</sup> möglich ist, die ganze Bevölkerung Indiens zu ernähren. Da man sehr viel von der „ungeheuren“ Bevölkerung des Landes sprechen hört, würde man geneigt sein anzunehmen, daß die Grenze der Leistungsfähigkeit schon erreicht oder vielleicht auch überschritten sein muß. Das ist aber nicht der Fall. Es liegen keinerlei Gründe vor, die die Annahme berechtigen, daß sich das Gesetz des abnehmenden Bodenertrages bereits bemerkbar macht. Trotz der Raubwirtschaft, die in vielen Gegenden Indiens an Wald und Boden getrieben und wodurch der Boden ständig erschöpft wird, sind

<sup>95</sup> „Das nationale System der politischen Ökonomie“. Cotta, Berlin 1925. S. 170.

<sup>96</sup> Vor allen indischen Problemen kommt der Landwirtschaft die größte Bedeutung zu, demnach sollten wir diesen Punkt am ausführlichsten beschreiben. Aber gerade in der allerletzten Zeit sind zwei sehr wertvolle Arbeiten geschrieben worden (von denen eine als Aufsatz von Prof. D. N. Banerjea in den „Berichten über Landwirtschaft“ [Band IV, Heft 3, Berlin 1926] schon erschienen ist, und die andere, die ausgezeichnete Berliner Dissertation von Prof. Dr. Husain, über die „Agrarverfassung und die Landwirtschaft in Indien“, die demnächst in derselben Zeitschrift erscheinen wird), die vieles, was wir zu erwähnen beabsichtigten, ausführlich behandelt haben. Deshalb ist es jetzt überflüssig, die Probleme der indischen Landwirtschaft nochmals zu erörtern. Ganz vernachlässigen dürfen wir dieses Thema auch nicht, sonst würden wir nicht nur den Zusammenhang verlieren, sondern auch den Einfluß der Landwirtschaft auf den Wohlstand bzw. die Armut des indischen Volkes nicht zeigen können, d. h. eine große Ursache der indischen Armut ignorieren.

noch viele Möglichkeiten vorhanden, die Produktivität der indischen Landwirtschaft zu erhöhen.

Wenn es von einem Land wie England, dessen landwirtschaftlicher Betrieb ebenso hoch entwickelt ist wie der von Deutschland oder der Vereinigten Staaten von Amerika, der englische Altmeister Alfred Marshall sagt, „andererseits kann man einräumen, daß selbst in einem so vorgeschriftenen Land wie England viel Boden vorhanden ist, welcher so ungeschickt bewirtschaftet wird, daß man mehr als den doppelten Bruttoertrag bei verdoppeltem Kapital und Arbeitsaufwände davon erzielen könnte“<sup>97</sup>, so kann es nicht als Übertreibung betrachtet werden, wenn man behauptet, daß „Under favorable conditions, with steadfast perseverance in a settled national policy, and by the introduction of science, modern machinery, and up-to-date business methods, the production of the country from agriculture and manufactures could easily be doubled within the next ten and trebled in fifteen years“<sup>98</sup>.

Prof. Bannerjea behauptet sogar, daß „unter günstigen Bedingungen Indien das 6—8fache des jetzigen Ertrages bringen kann“<sup>99</sup>.

Kein Wunder, wenn von dem kulturfähigen Land fast 36 % gänzlich unbenutzt und über 10 % brach liegen bleiben! Über 45 %, also fast die Hälfte, des anbaufähigen Landes wird also überhaupt nicht bebaut<sup>100</sup>.

Wenn es um extensive Bebauung so schlimm steht, so kann man sich nicht wundern, wenn intensive Landwirtschaft in Indien viel — sehr viel zu wünschen übrig läßt. Welche Möglichkeiten bei der intensiven Bebauung vorhanden sind, zeigen die folgenden Tabellen am deutlichsten.

Reis, der das wichtigste landwirtschaftliche Produkt Indiens bildet, hat die denkbar vorteilhaftesten natürlichen Umstände für sein Gedeihen, und dennoch ist der Ertrag pro Hektar furchtbar gering<sup>101</sup>.

<sup>97</sup> „Handbuch der Volkswirtschaftslehre“. Cotta, Berlin 1905. S. 190.

<sup>98</sup> Visvesvaraya: „Reconstructing India“. London 1920. S. 10.

<sup>99</sup> „Bericht über Landwirtschaft“. Band IV, Heft 3. Berlin 1926. S. 481.

<sup>100</sup> Nach amtlichen Quellen stehen die Anbauverhältnisse folgendermaßen:

	Acres	Verhältnis zum Ganzen
Kulturfähiges Land . . . . .	154 602 297	36 %
Brache . . . . .	49 619 703	11 %
Wirklich bebautes Land . . . . .	222 496 718	53 %
	426 718 718	100 %

(Aus dem „Statistical Abstract for British India 1914—15 to 1923—24“. London 1925. S. 329.)

<sup>101</sup> International Yearbook of agricultural statistics for 1924—1925. Rome 1925. S. 120.

Land	Jahr	Anbaufläche (Hektar)	Ernteertrag insgesamt	in Dz. pro Hektar
Spanien	1924	46 963	2 955 523	62.9
Italien	1924	137 500	5 909 000	43.0
Indien	1924	32 607 091	485 060 000	14.9

Weizen, das zweitwichtigste Produkt, zeigt kein günstigeres Verhältnis im Vergleich zu anderen Ländern<sup>102</sup>.

Land	Jahr	Ernteertrag in Dz. pro Hektar
Dänemark	1924	26.5
Belgien	1924	25.7
Großbritannien und Irland	1924	22.2
Indien	1924	7.8

Baumwolle, um noch ein Beispiel von der geringen Produktivität zu geben, zeigt das folgende Verhältnis<sup>103</sup>:

Land	Jahr	Anbaufläche	Ernteertrag in Dz. insgesamt	vom Hektar
Agypten	1924—25	751 037	3 189 888	4.2
Italien	1924—25	3 500	9 800	3.8
Indien	1924—25	10 708 200	10 991 000	1.0

Man kann sich wirklich nicht über die geringe Produktivität Indiens wundern, wenn man bedenkt, daß der landwirtschaftliche Betrieb sehr primitiv ist. Von den modernen Maschinen und anderen Neuerungen, besonders auf dem Gebiet der „Agrikultur-Chemie“, hat man in Indien keine blasse Ahnung. Der Boden wird genau so bewirtschaftet wie zu Zeiten Asokas oder Buddhas! Damals war der Boden, wie uns gesagt wird, fruchtbarer als jetzt und konnte demnach mehr hervorbringen. Seitdem ist die Fruchtbarkeit des indischen Bodens ständig zurückgegangen, weil ihm mehr entnommen als zugeführt wurde. Das ist die Ursache der ständigen Erschöpfung indischen Bodens.

Die Geräte sind auch so primitiv, daß damit nicht viel geschafft werden kann. „Die altmalischen Pflüge — in Bengalen kann man solche sehen, welche der Bauer bequem auf der Schulter trägt! — reißen bloß den Erdboden auf, ohne daß dieser zugleich in Furchen umgewendet wird“<sup>104</sup>.

Eine sonderbare Gewohnheit, besonders der ländlichen Bevölkerung, ist die, daß der animalische Dünger in großen Mengen

<sup>102</sup> Ibid. S. 105.

<sup>103</sup> Ibid. S. 158—159.

<sup>104</sup> Prof. Sten Konow: „Indien unter der englischen Herrschaft“. Mohr, Tübingen 1915. S. 94.

als Brennstoff verwendet wird. Das ist selbstverständlich ein sehr großer unersetzbarer Nachteil für die indische Landwirtschaft.

Mangel an Dünger (verursacht durch die erzwungene Ausfuhr der natürlichen Düngemittel), Mißbrauch des animalischen Düngers, gänzliches Fehlen von künstlichen Düngemitteln also führen die Erschöpfung des Bodens herbei, die verbunden mit Kapitalmangel, Parzellenbetrieb und Fragmentation des Bodens (verursacht hauptsächlich durch Vererbungsgesetze) die Landwirtschaft nicht hoch kommen läßt. Der Kapitalmangel ist es auch, der geringen Viehbestand, Kreditknappheit, Verschuldung, Wucherzinsen verursacht. Die Gleichgültigkeit der Behörden (Bewässerungsfrage!), Mangel an Kanälen, unproduktive Formen der Arbeit, bäurische Unwissenheit, primitive Bewirtschaftung, Steuerdruck, schlechte Eigentumsrechte und Beschränkung der Freiheit tragen das ihrige dazu bei, um den Stand der indischen Landwirtschaft niederzuhalten bzw. ihren Aufstieg zu erschweren.

Zweifellos ist es wahr, daß die Unbeständigkeit des Regenwetters, besonders die Unregelmäßigkeit der Niederschläge, und ungleiche Verteilung der Fruchtbarkeit — der indischen Landwirtschaft sehr viele Hemmnisse auferlegen. Aber diese Schwierigkeiten bestehen mehr oder weniger überall, sie sind auch nicht in erster Linie für die geringe Produktivität der indischen Landwirtschaft verantwortlich zu machen. Nicht die Naturbedingungen, sondern die vom Menschen verursachten Umstände sind hauptsächlich an der lächerlich geringen Ertragsfähigkeit schuld. Die müssen beseitigt werden, bevor man an das Hochkommen der Landwirtschaft und mit ihr an die indische Prosperität denken und mit Recht glauben kann. Diese von Menschen geschaffenen Umstände sind es auch, die die grenzenlose Armut der indischen Landbevölkerung bedingen. Trotzdem wird nichts getan, dieses Übel abzuschaffen: "Because damage has been done in the past, there is no reason why it should not be repaired now" ist eine Logik, die selten verstanden, noch seltener befolgt, am seltesten strickt durchgeführt wird.

Das Land, welches die verschiedensten und erstklassigen Nahrungsmittel erzeugen könnte, hat nur „billigere und minderwertige Kornarten von zweifelhaftem Nährwert“ für die eigene Bevölkerung. Gerade hierin liegt die ganze Tragik der indischen Landwirtschaft, die nur wegen der unvorteilhaften menschlichen Einrichtungen, anstatt eine Ursache der indischen Armut zu sein, die Bevölkerung in großem Wohlstand erhalten sollte!

Bei der geringen Ertragsfähigkeit der indischen Landwirtschaft ist es nicht überraschend zu erfahren, daß es unter den Umständen keinen Überfluß geben kann! Dennoch wird ein beträchtlicher Teil des indischen Ernteertrages nach fremden Ländern exportiert, ungeachtet dessen, ob die wirkliche Produktion

über den einheimischen Bedarf hinausgeht oder nicht. Die Ausfuhr erleichtern bzw. ermöglichen die modernen Verkehrsmittel, namentlich die Eisenbahnen, deshalb tragen sie auch zur Vergrößerung der indischen Armut bei und bilden somit eine ihrer vielen Ursachen.

#### 4. Verkehrswägen Indiens<sup>105</sup>.

Ein Land, in dem, wie wir gesehen haben, 50 Millionen Menschen ständig hungern und fast ebenso viele an Unterernährung leiden, exportiert Jahr für Jahr immer größere Quantitäten einheimischen Getreides, die in amtlichen Büchern verschämt „Überschüsse der Landwirtschaft“ genannt und von Apologeten der britischen Verwaltung, an denen übrigens zu keiner Zeit Mangel geherrscht hat, als kräftiger Beweis für den wachsenden Wohlstand angesehen werden<sup>105a</sup>. Bei näherer Betrachtung jedoch ändert sich das Bild und es stellt sich heraus, daß gerade

<sup>105</sup> Über die natürliche Ausstattung Indiens mit Verkehrsmitteln kann hier hinweggegangen und auf die 1914 entstandene Heidelberger Dissertation von Lodhi Karim Hyder über „Die Verkehrsmittel Indiens und ihr Einfluß auf das wirtschaftliche Leben“ hingewiesen werden. Es kommt nur das 2. Kapitel dieser Arbeit in Betracht. Leider enthält diese Dissertation keine erschöpfende Darstellung von den Einflüssen, die die Eisenbahnen in Indien ausgeübt haben. Deswegen müssen wir eine ergänzende Darstellung hinzufügen.

<sup>105a</sup> Die Tatsache, daß die Ausfuhr der Nahrungsmittel ständig zunimmt, während die Produktion stationär ist oder sogar zurückgeht, beweist deutlich, daß die Ausfuhr keineswegs mit den sogenannten Überschüssen der Landwirtschaft zu tun hat. Im Gegenteil stellt die Ausfuhr die Kaufkraft der Bevölkerung dar. Je mehr die Kaufkraft steigt, desto mehr Nahrungsmittel werden von der einheimischen Bevölkerung gekauft; d. h. um so weniger bleibt für den Export übrig. Nicht den Wohlstand, sondern vielmehr die Armut der Bevölkerung stellen die sogenannten Überschüsse dar. Man vergleiche die folgenden Tabellen und beachte, wie die Ausfuhr steigt, ungeachtet dessen, ob die Produktion größer wird oder nicht.

Jahr	Reis (in Tonnen)		
	1921—22	1922—23	1923—24
Produktion	33 143 000	33 703 000	28 198 000
Export	1 405 474	2 125 267	2 206 321
Weizen (in Tonnen)			
Jahr	1921—22	1922—23	1923—24
	9 830 000	9 974 000	9 747 000
Produktion	80 809	220 194	638 252

Die Weizenausfuhr hat sich also binnen 3 Jahren mehr wie ver siebenfacht, während die Produktion sogar zurückging. Sollten wir auch für einige Sekunden annehmen, daß die Apologeten mit ihrer „Überschüssetheorie“ recht hätten, dann müßte sich ja auch die Produktion, wenigstens um den vermehrten Betrag der Ausfuhr, vermehrt haben! Man sieht, wie irrig diese „Theorie“ ist.

die vielgepriesenen Überschüsse auf Kosten einer nicht unbeträchtlichen Zahl darbender Menschen erzielt werden.

Im 20. Jahrhundert, da überall der Nutzen moderner Verkehrsmittel unbestritten anerkannt wird, ist es eine undankbare Aufgabe, die Schädlichkeit ihrer Wirkungen, wenn auch für ganz bestimmte Weltteile, zeigen zu wollen. Man muß aber bedenken, daß nicht „das Ding an sich“, sondern seine Funktionen maßgebend sind. Und die Funktionen werden selbstredend unter verschiedenen Umständen verschieden sein. An und für sich mag etwas gut und beglückend sein, aber es kann auch Mißbrauch mit ihm getrieben werden, oder es kann auch unter besonderen Umständen, anstatt eine Wohltat zu sein, eine Plage für Land und Volk bedeuten. Und dies ist mit den modernen Verkehrsmitteln, namentlich Eisenbahnen, der Fall. Nicht nur erleichtern sie den Nahrungsmitteltransport, sondern auch, was dem indischen Wirtschaftsleben noch viel schädlicher ist, begünstigen sie den Import von Waren, die mit ebenso großer Leichtigkeit in Indien erzeugt werden könnten und vor der systematisch durchgeföhrten Ausrottung einheimischer Industrien tatsächlich erzeugt wurden: die Eisenbahnen also halfen bzw. helfen mit — die einheimische Industrie zu vernichten.

Bevor die Eisenbahnen in Indien eingeföhrt waren lohnte es sich nicht, mittels Lastträger oder Ochsenkarren Getreide aus den verschiedenen Provinzen zu holen, um es nach dem Auslande zu verschicken. Dieser Betrieb wäre mit einem Wort unrentabel gewesen. Die Händler waren also gezwungen, das Getreide an die einheimische Bevölkerung zu verkaufen, so daß es in derselben Provinz konsumiert, in der es produziert wurde. In Jahren guter Ernte wußte man mit dem Überfluß nichts beseres anzufangen, als für Zeiten der Knappheiten oder Not aufzubewahren. Die Bevölkerung, die durch Heim- und Hüttenindustrie stets in der Lage war Tauschwerde anzubieten, konnte immer Nahrungsmittel erhalten.

Mit der Einföhrung der Eisenbahnen war es mit einemmal ganz anders geworden. Der billige Transport machte alle Nah-

Auch die Gesamtausfuhr aller Nahrungsmittel ist ständig größer geworden.

Export der Nahrungsmittel (in Tonnen)		
1921—22	1922—23	1923—24
1 653 121	2 598 174	3 421 766

Leider ist die jährliche Produktion der Nahrungsmittel nicht angegeben. Selbst wenn die Produktion größer geworden sein mag, sie kann sich unmöglich binnen 3 Jahren, wie die Ausfuhr, mehr wie verdoppelt haben! (Die Statistiken sind dem amtlichen "Statistical Abstract for British India", London 1925, S. 329 und 471 entnommen.)

rungsmittelexportgesellschaften rentabel und ein goldenes Zeitalter begann für sie. Ein Vorteil jedoch scheint irrtümlicherweise zum Teil auch der indischen Bauernschaft zugute zu kommen. Nur zum Teil deshalb, weil die überwältigende Majorität der indischen Bauern hoffnungslos verschuldet ist und deshalb ihr Getreide nach dem (wenn ich so einen Ausdruck gebrauchen darf) Diktatpreis der Aufkäufer abgeben muß, da sie sonst, wie es meistenteils der Fall ist, in der Eigenschaft als Gläubiger mit Kreditkündigung drohen. Man muß die große Verschuldung der indischen Bauernschaft<sup>106</sup> und die geringe Möglichkeit der Kreditbeschaffung kennen, um sich richtig vorstellen zu können, was eine Kreditkündigungsdrohung für den armen indischen Bauer bedeutet. Es kommt freilich selten zu einer so strengen Maßnahme, weil der indische Bauer vollkommen ungebildet ist. Es wird vielleicht eine Enttäuschung bedeuten, zu erfahren, daß im Durchschnitt der indische Bauer so hoffnungslos unwissend ist, daß er außerhalb der umliegenden Dörfer usw. nichts kennt und natürlich von seinem Land und Volk keine blasse Ahnung hat. Von London oder Liverpool, wo sein Getreide eventuell an den Konsumenten verkauft wird, hat er nicht einmal den Namen gehört, geschweige denn, daß er irgend etwas über die Preisverhältnisse weiß. Deshalb spielen die Getreidepreise in Liverpool bzw. London für ihn, den indischen Bauer, keine Rolle.

Der Gewinn von der Preisdifferenz, der durch die Eisenbahnen möglich geworden ist, kommt den indischen Bauern nicht zugute, sondern wird von dem Aufkäufer (der meistenteils auch Geldverleiher ist und, wo nicht, vom Geldverleiher und dem Aufkäufer) eingesteckt. Der Geldverleiher hat "the avantage of dealing with a man as simple and as ignorant as a child"<sup>107</sup>, deshalb bekommt der indische Bauer nichts von dem Gewinn.

Daß die Konkurrenz unter den Aufkäufern den Bauern Indiens nichts zugute kommen läßt, dafür sorgen schon die Exportgesellschaften, die schon lange Ringe, Kartelle usw. gebildet haben, die selbstverständlich mit den Geldverleihern zusammenarbeiten. Gegen die beiden kann natürlich der einzelne und überdies arme und unwissende Bauer nichts tun, weil sie

<sup>106</sup> Ein Engländer hat gerechnet, daß über 80 % der Landeigentümer in der Provinz „Punjab“ verschuldet sind! Die gesamte Agrarschuld für die direkt unter britischer Verwaltung stehenden Provinzen rechnet er auf „nicht weniger als 400 Millionen £“ (N. L. Darling: „Punjab Peasant in Prosperity and Debt“. Humphry Millford, London etc. 1925. S. 5, 18 und 20.) Wir würden deshalb nicht sehr fehlschlagen, wenn wir, angesichts der Tatsache, daß es außerhalb der britischen Provinzen 64 Millionen landwirtschaftliche Bevölkerung gibt, die gesamte Agrarschuld von ganz Indien auf über 10 000 000 000 R.M. schätzen würden.

<sup>107</sup> M. L. Darling: „Punjab Peasant in Prosperity and Debt“. London 1925. S. 200.

schlau genug sind, um fast den ganzen Gewinn selber einzustecken. Sollte der Bauer, wie es in einzelnen Fällen vorkommen mag, doch noch einen Bruchteil von dem Gewinn erhalten, so gleicht sich das dadurch aus, daß der Bauer seine sogenannte "Home and cottage industry" verloren hat und nunmehr ganz auf die Landwirtschaft angewiesen ist.

"It is commonly assumed", sagt M. L. Darling, "that high-prices are good for the cultivator, and the assumption is correct as long as he has more to sell than to buy; but if it is the other Way round, he benefits no more than any other class of consumer. In the Punjab the man with 20 or 30 acres will generally have more to sell than to buy, and if his land is secured against drought by canal or well, high prises are an obvious advantage" <sup>108</sup>. Das ist freilich wahr, aber der Schwerpunkt liegt darin, daß nur wenige 20—30 acres besitzen. Der englische Verfasser gibt zu: "Nor, after examining the condition of the peasant proprietor in different parts of the Punjab, can we doubt that the eight or ten acres which he commonly cultivates are wholly insufficient, under present conditions, to maintain him in decency, independence and comfort" <sup>109</sup>. Mit bewundernswerter Offenheit gesteht Mr. Darling offen: "The cultivator sows that another may reap, and toils that his creditor may gain" <sup>110</sup>.

Was in diesem Fall für das Punjab zutrifft, trifft auch für das übrige Indien zu. Abgesehen von Bengalen und Birma und vielleicht auch Berar sind die Verhältnisse außerhalb des Punjab in Indien meiner Meinung nach eher schlimmer.

Dr. Mann, dessen Untersuchungen der wirtschaftlichen Verhältnisse im Dekhan und in der Präsidentschaft Bombay allgemein bekannt sind, behauptet "only those who had plenty of land and who cultivated it themselves benefited by the rise (in prices), while upon the village as a whole the effect was bad; and secondly, that the gulf between the solvent and the insolvent tended to widen. In the Deccan atleast", sagt ausdrücklich Dr. Mann, "the evil effects of a rise in prices on the general conditions of the rural population can hardly be gainsaid" <sup>111</sup>. Ebenfalls behauptet von Indien überhaupt Prof. Brij Narain: "It is generally admitted that the rise in prices is not an unmixed bles-

<sup>108</sup> Ibid. S. 241.

<sup>109</sup> Ibid. S. 281.

<sup>110</sup> Ibid. S. 280. „Ärmliche Dörfer aus Lehmhütten mit Strohdächern legen die Vermutung nahe, daß selbst da, wo der bewässerte Boden reiche Erträge gibt, diese nicht in gerechtem Maß dem zufallen, der den Acker mit seinem Schweiß düngt.“ (Hans Zache: „Mit dem Kronprinzen durch Indien“. Süd-West-Verlag, Hamburg 1913. S. 320.)

<sup>111</sup> "The Bombay Co-operation Quarterly". März 1920. Zitiert nach Darling: "The Punjab Peasant" etc. S. 242.

sing to an agricultural country, that while it enriches large land-owners, it means very little for the agricultural labourer, or the small producer who has no surplus to dispose of”<sup>112</sup>. Große Landbesitzer gibt es, wie jeder Studierende der indischen Volkswirtschaft weiß, herzlich wenig in Indien.

Auf die Eisenbahnen zurückzukommen, ist es also klar, daß sie die wenigen Besitzer, die große Landstücke haben und sowieso reich sind, noch mehr bereichert und die Kleinbesitzer benachteiligt. Anstatt also den Unterschied zwischen Reichen und Armen zu vermindern und dadurch einigermaßen einen Ausgleich herbei zu führen, vertiefen die Eisenbahnen die Kluft zwischen den beiden.

In der Wissenschaft gibt es einen einzigen Standpunkt — den der Objektivität. Hoffentlich verlasse ich diesen Standpunkt nicht, wenn ich behaupte, daß die Eisenbahnen Indien mehr Nach- als Vorteile bringen. (Man erinnere sich besonders, wie die Eisenbahnen die Ausbreitung der Infektionskrankheiten erleichtern!). Überall sieht man heute in Indien, daß diejenigen Gebiete, die fern von der Eisenbahn liegen, weniger arm sind als die anderen.

Gegen dieses Argument würde man zweifellos einwenden, daß durch die Eisenbahnen Indien in anderer Hinsicht, z. B. politischer oder auch kultureller Vorteile, sogar allgemein auffallende Vorteile gebracht werden. Auch der Verkehr hat viel erleichtert. Man kann von Kalkutta nach Bombay vielleicht bequemer reisen als von Hamburg nach Lissabon. Es sind keine Landesgrenzen, an denen Koffer und Handgepäck aufgemacht, die Personen selber einer lästigen Kontrolle unterworfen werden müssen, keine Umsteigbahnhöfe usw. Aber wem sind die Eisenbahnen Indiens vorteilhaft? Dem Europäer (vor allem den englischen Zivil- und Militärbehörden), amerikanischen Globetrottern, Kaufleuten, Rechtsanwälten, Professoren, und nicht zu vergessen, den Exporteuren! Denen sind die Eisenbahnen vorteilhaft, und sie werden sich hüten, ihre Einführung zu bekämpfen. Denen aber, die die Masse der indischen Bevölkerung, den Kern der indischen Wirtschaft, das Rückgrat der indischen Nation bilden — den Pächtern und Bauern, den Landarbeitern und Heimindustrietreibenden, d. h. 240 Millionen Indern, also 75 % der Bevölkerung, sind die Eisenbahnen nachteilig.

Wer möchte nun behaupten, daß die Eisenbahnen für Indien eine Wohltat bedeuten? Alle Versuche, die Vorteile durch die Lupe zu betrachten und in tausendfältiger Vergrößerung dem

<sup>112</sup> In einem “Exchange and prices in India 1873—1924” betitelten Aufsatz im „Weltwirtschaftlichen Archiv“. (Chronik und Archivalien.) 23. Band. Jena 1926. S. 291.

Publikum vor Augen zu führen, bleiben null und nichtig. Es wird nämlich behauptet, daß es jetzt durch die Eisenbahnen möglich geworden sei, im Falle einer Mißernte in die notleidende Provinz Nahrungsmittel zu schicken. Das ist wahr! Ebenso wahr ist es aber auch, daß dank denselben Eisenbahnen die Bevölkerung sowohl ihrer Berufe wie der aus früheren guten Ernten stammenden Überschüsse verlustig und somit arm und mittellos geworden. Selbst in Theorie sind also die Eisenbahnen für Indien kein Segen, sondern ein Nachteil! Ein und derselbe Gegenstand kann von verschiedenen Gesichtspunkten verschieden beurteilt werden. Vom Standpunkte des britischen Imperialismus ist es natürlich ein großer Vorteil, daß es in Indien so viele Eisenbahnen gibt. Auch einige indische Berufsklassen und einzelne Individuen haben davon Vorteil. Sie bilden aber eine verschwindende Minorität gegenüber denen, die durch Eisenbahnen arbeitslos, mittellos und brotlos geworden sind. Es ist beleidigende Ironie, wenn eine Bevölkerung zuerst arm gemacht und dann ihr der „Segen“ moderner Verkehrsmittel vorgetäuscht wird.

Zusammenfassend können wir also sagen, daß, im ganzen betrachtet, die Nachteile der indischen Eisenbahnen die Vorzüge bei weitem übertreffen, so daß die Eisenbahnen für die überwältigende Majorität der indischen Bevölkerung keine Wohltat, sondern eine Plage sind. Um Mißverständnissen vorzubeugen muß hinzugefügt werden: daß sobald sich die Umstände ändern, z. B. Indien Selbstherrschaft erkämpft oder auch Indien nicht mehr in Englands Interesse regiert wird, die Eisenbahnen in Indien genau so gute Dienste wie irgendwo leisten würden, braucht nicht bezweifelt zu werden. Zweifelhaft ist es aber, ob Indien in absehbarer Zeit frei werden wird. Wir können natürlich diesen Punkt hier nicht diskutieren; die Aufgabe, die uns bevorsteht, ist, festzustellen, wie der Mensch für den Wohlstand bzw. Armut verantwortlich zu machen ist und wieviel die menschlichen Einrichtungen oder die von Menschen verursachten Umstände an der Armut der Bevölkerung Schuld tragen.

### b) Der Mensch.

„Die Ursachen des Reichtums sind etwas ganz anderes als der Reichtum selbst. Die Kraft, Reichtümer zu schaffen, ist demnach unendlich wichtiger als der Reichtum selbst“<sup>113</sup>.

Es war schon davon die Rede, daß bei der Bildung des Reichtums die Natur und die Menschen maßgebend sind. Nach-

<sup>113</sup> Friedrich List: „Das nationale System der politischen Ökonomie“. Cotta, Stuttgart 1925. S. 120.

dem wir das erste Moment berücksichtigt haben, wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem indischen Menschen zu, der komplizierter und rätselhafter ist als die indische Natur.

Der Mensch in Indien ist, in auffallendem Kontrast zu seinem europäischen Bruder, nicht individualistisch. Das durchschnittliche Individuum ist gerade das Gegenteil des "homo oeconomus". Die Familie und die Kaste sind mächtiger als ökonomische Interessen, die keinen entscheidenden Faktor im Leben der indischen Völker bilden. Eigeninteresse ist nicht abwesend, aber es ist weder die einzige noch die prinzipielle Triebkraft für ökonomisches Handeln. Sitten und Gebräuche sind einflußreicher als Konkurrenz oder Vertrag. Viel mehr als in Europa ist der Mensch in Indien ein Produkt seiner Umgebung — ein richtiges Kind seines Zeitalters. Er ist aber vor allem das gehorsame Kind seiner Religion. Viele Rätsel gibt es dem Beobachtenden zu lösen, und man kann ihn schwerlich in seiner ganzen Natur begreifen.

Wie schwer es auch sein mag, zwischen „gut“ und „böse“ im indischen Menschen zu unterscheiden oder seinen Charakter und seine geistigen Eigenschaften zu analysieren, das eine steht meines Erachtens fest, daß, vom ökonomischen Standpunkt betrachtet, die Menschen in Indien eher zu bemitleiden als zu beneiden sind. Die Natur hat für Indien genug gesorgt. Sie hat ihm, wie wir gesehen haben, unschätzbare Kräfte verliehen, von denen aber bisher kein nennenswerter Gebrauch gemacht worden ist. Es ist töricht zu behaupten, daß die Abhängigkeit von der Natur eine absolute sei. Zwar ist der Mensch letzten Endes auf die Natur angewiesen, aber er kann sich, dank seiner Intelligenz, viel leichtere Lebensbedingungen gestalten, die in der Urform wohl nirgends vorhanden sind. Das hat man in Indien nicht getan. Anstatt dessen ist man sogar in die entgegengesetzte Richtung gegangen und hat selber künstlich Schwierigkeiten geschaffen, die den ökonomischen Fortschritt hemmten, ja das wirtschaftliche Rad rückwärts gehen ließen. So wurde man in Indien immer wieder zurückgeschleudert, und während andere Nationen Schwierigkeiten beseitigten bzw. überwandten, legte sich Indien solche in den Weg. Kein Wunder, daß wir nicht sehr weit vom Fleck gekommen sind und heute keine leichteren Lebensbedingungen haben als unsere Vorfahren. Von Indien läßt sich nicht dasselbe sagen, was Werner Sombart über Deutschland sagt:

„Auf demselben Gebiet, das vor 100 Jahren 25 Millionen kümmerlich nährte, leben jetzt 60 Millionen in viel größerer Wohlhätigkeit“<sup>114</sup>.

Keine pessimistische Ansicht ist es, wenn ein so vorsichtiger Mann, wie es Brij Narain ist, behauptet, daß die ökonomische

<sup>114</sup> Zitiert bei Carl Jentsch: „Volkswirtschaftslehre“. Grunow, Leipzig 1920. S. 354.

Lage der Menschen heute schlechter ist als früher<sup>115</sup>. Es fehlt an bedeutenden Menschen nicht, die die Ansicht vertreten, daß im Vergleich zu mittelalterlichen oder antiken Zeiten die Menschen in Indien sehr schlecht leben.

Worin liegt der Grund?

Nirgends auf der Welt existiert ein wahres Paradies; überall besteht der Kampf ums Dasein. Er wird in Indien viel härter geführt, weil die Menschen sich in einer Richtung entwickelt haben, die den ökonomischen Interessen im höchsten Maße schädlich ist. Zu allem Unglück faßten die menschlichen Einrichtungen solch feste Wurzeln, daß auch sie zu ändern genau so schwer, ja fast unmöglich erscheint, wie die Änderung der Natur. Der Inder, besonders durch seine übertriebene Ehrfurcht vor Religion, hat sich immer wieder als unfähig erwiesen, den Anforderungen der Zeit zu entsprechen. Er hat es als das beste erachtet, die Richtlinien der Alten zu verfolgen, Änderungen zu vermeiden und womöglich sie zu bekämpfen.

Der Anteil des Menschen an dem Wohlstand des Landes bzw. die Schuld des Menschen an der Armut des Volkes kann man also am besten kennzeichnen, wenn die klimatischen und religiösen Einflüsse beschrieben und das Bevölkerungsproblem diskutiert wird. Diese drei Umstände beeinflussen die wirtschaftliche Tätigkeit des Menschen in hohem Maße und schreiben sozusagen die zu betretende Bahn vor. Das Klima bedingt die Rassenveranlagung; die Religion, besonders wo sie (wie in Indien) eine hervorragende Rolle spielt, ruft mannigfache geistige, kulturelle und wirtschaftliche Phänomene hervor, die je nach der Natur der Dinge förderlich oder hemmend wirken.

Vierlei Umstände endlich tragen dazu bei, um Komplikationen mannigfacher Art hervorzurufen, die wir uns als „Bevölkerungsproblem“ vorzustellen gewohnt sind.

Indien ist in fast jeder Hinsicht in einer sehr unerquicklichen Lage. Seine wirtschaftliche Entwicklung wird von vornherein sehr erschwert durch den Einfluß des Klimas.

### 1. Der Einfluß des indischen Klimas.

Das Klima eines Landes beeinflußt bekanntlich nicht nur die Produktivität des betr. Landes, sondern auch die Körperbeschaffenheit und den Charakter des in ihm lebenden Volkes.

Obschon sich von einem Klima Indiens eigentlich nicht sprechen läßt (man denke z. B. an den ewig mit Schnee bedeckten Himalaja, das paradiesische Kashmir, an das sandige Rajputana, das fruchtbare Berar und die wilde Elefanten und Tiger beherbergenden Urwälder von Zentralindien und Mysore), so kann man

<sup>115</sup> "The population of India". Lahore 1925. S. 11, 40 und 197.

doch im allgemeinen sagen, daß das indische Klima schlecht genug ist, um selbst den Indern höchst lästig zu fallen.

Man betrachte die indischen Jahreszeiten. Der Sommer ist zu heiß — Tag für Tag liegt drückende Schwüle oder sengende Hitze über dem Land<sup>116</sup>. Während der Regenzeit regnet es wochenlang ohne Unterbrechung<sup>117</sup>. Die Regenzeit Indiens, so wichtig sie auch für die Landwirtschaft sein mag, beeinflußt das menschliche Gemüt in einer sehr nachteiligen Weise und ruft seelische Depression und Gereiztheit hervor.

Der Winter allerdings ist überall schön und ist sowohl für geistiges wie körperliches Arbeiten äußerst günstig. Doch bilden die Wintermonate nur ein Drittel des Jahres. Denn sowohl den Frühling wie den Herbst gibt es in Indien nicht. Die Jahreszeiten sind also nur drei — Sommer, Regenzeit und Winter —, die je 4 Monate dauern.

Verglichen mit Deutschland hat Indien in Betracht der klimatischen Verhältnisse wenige Vorzüge, aber sehr viele Nachteile; ich meine natürlich vom Standpunkt der ökonomischen Vorteilhaftigkeit. In West- und Mitteleuropa sind alle Jahreszeiten äußerst angenehm, abwechslungsreich und reizvoll. Fast das ganze Jahr hindurch gibt es, im ökonomischen Sinne und keineswegs vom Standpunkt der pers. Bequemlichkeit, herrliches Wetter. Die Abwechslung, die jede Jahreszeit mit sich bringt, gibt jedermann geistige und körperliche Frische, die selbstverständlich die Arbeitsfreudigkeit vergrößert und die Leistungsfähigkeit erhöht, die zusammen zum besseren Wohlstand führen.

Das bunte abwechslungsreiche Klima fehlt in Indien. Die kaleidoskopischen Erscheinungen, die am Himmel und auf Erden während des Frühlings oder des Herbstes in Deutschland zu beobachten sind, kennt man in Indien nicht. Vor allem fehlt dort der Schnee, der über Nacht die Landschaft verändern und soviele Möglichkeiten für die Ertüchtigung des Leibes und die Erkräftigung der Nerven — dank dem Wintersport — bieten kann. Mit einem Wort gibt es in Deutschland ein ideales Klima, dessen Wert die am besten schätzen können, die es nur kennen, aber es selbst nicht haben.

<sup>116</sup> Über das südliche Indien sagt Hans Gehring: „Der kälteste Monat des Jahres ist der Januar, doch ist auch da die durchschnittliche Temperatur immer noch einige Grade höher als bei uns im — Juli!“ („Süd-Indien“. Verlag Bertelsmann, Gütersloh 1899, S. 17.)

<sup>117</sup> Mehrere Teile Indiens, so Birma, die an den Ghats gelegenen Teile, Bengal und ganz besonders Assam, erhalten sehr viel Niederschläge. Durchschnittlich regnet es hier jährlich 327 inches = 7305 mm, die beinahe das Fünffache des Regennestes Salzburg sind! Den Weltrekord des Regens hält Assam, wo es im Jahre nicht weniger als 805 inches regnete!

In Indien dagegen bringen die Jahreszeiten wenig angenehme Abwechslung. Es ist ein ewig-eintöniges Wetter, das wochenlang keine Änderung erfährt und, von den Tagen des Jahreszeit-Wechsels abgesehen, stets dasselbe bleibt. Selbst der Jahreszeit-Wechsel bringt keine Naturveränderungen hervor, die die allgemeine Stimmung heben könnten.

Gut über die Hälfte des Jahres ist das Wetter lästig. Von der anderen Hälfte bleiben eigentlich nur 4 Monate übrig, die zwar keineswegs als „schön“ bezeichnet werden können, aber immerhin ganz erträglich sind. Denn selbst die Wintermonate bringen keine prächtigen Landschaftsbilder, über die sich Herz und Auge freuen könnten. Die Gnade des Winters besteht darin, daß der Mensch unbelästigt seiner Arbeit nachgehen darf! Interessant ist es zu bemerken, daß der meistgeliebte Monat in Europa — der Mai — den Indern abscheulich ist! Während dieses Monats scheint nämlich ununterbrochen die unbarmherzige Sonne und das ganze Land glüht während der Mittagsstunden wie ein Ofen! Wochenlang steht die Temperatur über 38° C im tiefsten Schatten zur Mittagsstunde. Alljährlich steigt die Temperatur über 45° C, und ein berüchtigter Ort in Sindh, Jakokabad, gilt als einer der heißesten Orte der Welt.

Bei dieser großen Hitze stockt natürlich die ganze Arbeit zu Mittagsstunden. Kein Leben erscheint in Städten und Dörfern — alles sucht kühle Stätten auf und traut sich nicht, ins Freie zu gehen. Daß unter solchen Umständen keine wertvolle Arbeit geleistet werden kann, ist leicht zu begreifen.

Das indische Klima also verursacht nach verhältnismäßig kurzer Anstrengung körperliche Müdigkeit und ein den Europäern, die nie in tropischen Ländern waren, völlig unbekanntes Gefühl der Kraftlosigkeit, das mit dem Ausdruck „seelische Mattheit“ besser bezeichnet werden kann. Der ununterbrochen tagelang fallende Regen wirkt entnervend und die Tag und Nacht anhaltende Hitze erschlaffend. Das Klima also verursacht 8 Monate lang eine Abneigung gegen harte körperliche Arbeit. Auch geistige Tätigkeit leidet darunter. Und diese beiden Umstände sind natürlich von sehr großem Nachteil für das ökonomische Leben des indischen Volkes. Viele tropische Krankheiten werden durch das Klima begünstigt, die nicht nur das menschliche Alter stark herabmindern, sondern auch den Körper schwächen, und dadurch die Schaffenszeit und Schaffenskraft vermindern.

Ein gesundes, starkes, arbeitsfreudiges Volk gehört vor allen Dingen zu einer reichen Betätigung, die die Vorbedingung des Wohlstandes ist. Alle diese Momente aber werden durch das heiße bzw. feuchte Klima in starkem Maße beeinträchtigt, so daß im Kampf um den volkswirtschaftlichen Fortschritt der Mensch

in Indien von vornherein durch schlechtes Klima benachteiligt wird. Unüberwindbar sind aber die Momente nicht. Durch starke Willensbetätigung und energievolle Bekämpfung kann der durch das Klima begünstigte Hang zur Faulheit überwunden werden. Tausende Menschen haben in Wirklichkeit gezeigt, daß es sich auch in Indien trotz Hitze und Regen ganz gut arbeiten läßt. Die Leistungen der Männer aus allen Schichten der Bevölkerung und allen Teilen des Landes beweisen uns das. Es gibt genug Leute, die nicht weniger arbeiten als die Menschen in Europa oder Amerika. Wenn sie auch weniger leisten, rein körperlich bzw. geistig arbeiten sie fast so viel wie die Europäer. Gegen die geringe Leistungsfähigkeit, die in der Natur der Umstände liegt, können sie natürlich nicht viel tun. Die Voraussetzungen für die Effizienz der Arbeit fehlen: die Schuld liegt nicht am „Menschen an sich“ — d. h. intellektuelle Begabung, körperliche Fähigkeit, Betätigungsweise, Lust zur Arbeit, Freude am Werk usw. mangeln den Indern keineswegs in auffallender Weise<sup>118</sup>. Es gibt eine nicht unbeträchtliche Zahl von Menschen, die, um einen Ausdruck von Prof. Rapson zu gebrauchen, „zum Fortschreiten der Literatur, Wissenschaft und Kunst des 20. Jahrhunderts beitragen“<sup>119</sup>. Wir dürfen nicht vergessen, daß sich Indien einst in vergangenen — nicht vergessenen! — Jahrhunderten nicht nur in landwirtschaftlichem Betrieb, sondern auch, vielleicht hauptsächlich, in industriellen Erzeugnissen, ökonomi-

<sup>118</sup> Die Begabungen jedoch werden (infolge Mangels an mannigfachen Berufen!) praktisch sehr selten verwendet. Fremde Sprache und Kultur werden vom Staat unterstützt und befördert. Sie stehen in Gunst. Indiens Sprachen und Kultur müssen von privaten Menschen gepflegt werden. Kein Wunder, daß die Kunst in Indien in miserablem Zustande ist, und Hunderte, die sonst Beschäftigung hätten, trotz ihres Talentes brotlos sind. Auch politische Freiheit — die Voraussetzung für die Entfaltung geistiger Tätigkeit — ist trotz aller marktschreierischen Reklame seitens britischer Autoren, Publizisten und Journalisten kaum vorhanden. Der Geist ist gefesselt, die Freiheit geknechtet. Freie Betätigung ausgeschlossen. Hier ist aber nicht der Ort, politische Mißstände (die leider den ökonomischen Fortschritt hindern) ausführlich zu erörtern.

<sup>119</sup> Zitiert bei Lord Meston. (Vgl. den Artikel über Indien in „The Dominions and Dependencies of the Empire“. London 1924. S. 189.) In diesem Zusammenhang brauche ich bloß an Namen zu erinnern wie Rabindranath Tagore, Mahatma Gandhi, Bose, Iqbal, C. R. Das und Jadunath Sarkar, die auf dem Gebiete der Dichtung, Ethik, Botanik, Poesie, Politik und Geschichte Hervorragendes geleistet haben. In unserer eigenen Wissenschaft haben die indischen Nationalökonomien unermeßlich viel für die Begründung und Erforschung der indischen Volkswirtschaftswissenschaft getan und (wenn auch in bescheidenem Maße) zur Erweiterung und Vervollkommnung einzelner Zweige der politischen Ökonomie beizutragen versucht. Namen wie Radhakamal Mukerjee, Brij Narain, Findlay Shirras sind weit über Indiens Grenzen bekannt. Von Letzterem liegt jetzt ein kleines Werk auch in deutscher Übersetzung vor. („Nationaleinkommen und Besteuerung“. G. Fischer, Jena 1926.)

scher Organisation und sogar auch in wissenschaftlicher For-  
schung auszeichnete. Auf dem Gebiete der Kunst und Archi-  
tektur, Wissenschaft und Literatur hat Indien Hervorragendes,  
Unvergängliches geleistet. Auch damals war es dasselbe Wetter,  
dieselbe Natur und dieselbe Umgebung. Wenn Indien heute tief  
daniederliegt, so sind die Ursachen in anderen Dingen zu suchen  
und nicht in klimatischen Verhältnissen. Deshalb können wir das  
Klima nicht als Ursache der indischen Armut betrachten: wir  
können es nur als einen beeinträchtigenden Faktor in der in-  
dischen Volkswirtschaft ansehen. Eine Ursache der Armut bildet  
dagegen der Einfluß der Religionen.

## 2. Der Einfluß der Religionen.

Nicht die Religionen als solche bilden eine Ursache der in-  
dischen Armut, sondern die unter demselben Namen bekannten,  
aber vielfach degenerierten Abarten, die fast nichts mit der ur-  
sprünglichen Religion gemeinsam haben. Diese entarteten For-  
men üben sehr schlechte Einflüsse auf das ökonomische Leben  
Indiens aus. Also die in Wirklichkeit vorkommenden Sekten und  
die in ihrer heutigen Gestalt ausgeübten Einflüsse bilden das  
Objekt unserer Betrachtung. Es läßt sich jedoch nicht leugnen,  
daß die Religionen auch in ihren ursprünglichen Formen manche  
Keime enthielten, die entweder von vornherein schlecht waren  
oder nur vorübergehend gute Dienste leisten konnten, zur si-  
cheren Verderbnis waren sie jedenfalls verdammt. Für unseren  
Zweck ist es nicht nötig, die ursprünglichen Dogmen oder die  
verschiedenen Doktrinen zu besprechen, sondern es genügt voll-  
auf, wenn wir nur die ökonomischen Nachteile der religiösen  
Einflüsse zu zeigen versuchen. Das ist keine leichte Aufgabe.  
Denn erstens sind die Einflüsse mannigfacher Art, und zweitens  
setzen sie genaue Kenntnis der verschiedenen Religionen voraus.  
Deshalb werden wir nur den Hinduismus und den Islam, die  
zwei wichtigsten Religionen, besprechen, womit aber nicht gesagt  
sein soll, daß die anderen Religionen Indiens tadellos wären<sup>120</sup>.

### Die Religionen Indiens

1. verderben die Gesundheit,
2. verhindern den ökonomischen Fortschritt und
3. verleiten zu Zeit- und Geldvergeudung.

Das ist das Ergebnis, welches wir den unzähligen Religionen  
und Sekten Indiens verdanken, weil „Indien, die Wiege der Reli-  
gionen, die Heimat der Meditation, unreligiös geworden ist.“

<sup>120</sup> Selbst aus einer mohammedanischen Familie stammend, habe ich  
den Islam ausführlicher besprochen als den Hinduismus. Nicht etwa, weil  
der letztere weniger nachteilige Einflüsse ausübt, sondern weil ich, wie es  
selbstverständlich ist, den Islam von allen Religionen am besten kenne.

Seine Religion erstarre zur Form, sie entartete in ein System von Riten und Zeremonien und wurde so statt einer lebensdurchdringenden und lebensfördernden Kraft ein Hemmnis“<sup>121</sup>.

### a) Der Einfluß der Religionen auf die Gesundheit.

„Religion“, sagt Dr. Peter, „kills more people in India today than the British public health machine could save if it were trebled in size or length“<sup>122</sup>. Das ist zweifelhaft wahr!

Unbestreitbar steht es fest, daß sowohl der Hinduismus wie der Islam die Prädestinationslehre gepredigt haben. Epidemien und Krankheiten werden deshalb als Zornausbrüche der göttlichen Vorsehung betrachtet, die durch Opfergaben und fleißiges Beten zu besänftigen wäre! Es fällt ihnen nicht ein, die kümmerlichen von Behörden getroffenen Maßnahmen zu befolgen oder gar Verhütungsmaßregeln selber zu treffen!

„Wozu denn?“ sagen sich die Leute, „der Mensch muß ja zu der von Gott bestimmten Zeit sterben. Der Herr sei uns gnädig! Amen!“ Das ist der Geist, mit dem die Sanitätsbehörden zu kämpfen haben, und weil es nicht der einzige Gegner ist, bleiben sie in ihrem edlen Streben, Menschenleben zu retten oder sie vor körperlicher und geistiger Entkräftigung zu bewahren, meist erfolglos. Die Krankheiten bzw. Epidemien finden buchstäblich überall freie Bahn und fordern ungeheure Opfer an Menschenleben und -kräften. Die Philosophie der vermeidbaren Todesfälle können oder wollen sie nicht verstehen und bleiben hartnäckig auf ihrem Standpunkt, daß alles im Leben Schicksal sei und deshalb jede Krankheit von einem höheren Wesen „auf Gottes unerforschlichen Rat“ bestimmt werde! Nicht mit Unrecht ist deshalb die orientalische Auslegung der an sich doch nicht verwerflichen Prädestinationslehre unter dem berüchtigten Namen „Kismet“ in Europa schon lange bekannt.

### b) Wie die Religionen den ökonomischen Fortschritt hindern.

Man kann sich wahrhaftig nicht wundern, wenn die Prädestinationslehre, an die man übrigens heute fester glaubt denn je, zur hemmenden Kraft wird, den vom Klima begünstigten Hang zur Faulheit unterstützt, von wirtschaftlicher Tätigkeit abhält und zur falschen übertriebenen Zufriedenheit treibt.

<sup>121</sup> Zakir Husain: „Die Botschaft des Mahatma Gandhi“. Berlin-Schlachtensee 1924. S. 9.

<sup>122</sup> Zitiert bei Balfour und Scott: „Health Problems of the Empire“. Collins, London 1924. S. 137.

Die in Fällen unvermeidbarer Leiden tröstliche Lehre des Schicksalswillen wird in Indien mißbraucht, und den Menschen ein bequemer Grund gegeben, sich für jede Untätigkeit zu entschuldigen und, die Lehre als Vorwand benutzend, sich vor eigenen und fremden Vorwürfen zu schützen. Das Resultat solch unehrlicher Auslegung blieb natürlich nicht aus und der Allgemeinheit ging es wirtschaftlich schlechter und schlechter. Anstatt die letzten Kräfte aufzuraffen, um sich in die verlorene Höhe empor zu schwingen, griff man nach einem wirtschaftlich höchst schädlichen Mittel, das ihm von neuem Trost und Beruhigung bringen sollte. Es war die Lehre der Daseinsunwürdigkeit.

Von Weltschmerz wurde gesprochen, dem Pessimismus gehuldigt, Weltmüdigkeit gelehrt, Bedürfnislosigkeit gepredigt und das Dasein als notwendiges Übel hingestellt, das irgendwie ertragen werden müsse.

Sogar der eifrige Verfechter der indischen Sache, Radhakamal Mukerjee, der Idealist, gibt zu: "Mans inborn restlessness, wanderlust, and selfassertiveness, have here (in India) been bent and sometimes even suppressed as in a degenerate asceticism, condemning comfort and pleasure and idealizing fasting, celibacy, solitude and poverty"<sup>123</sup>.

Das natürliche Resultat solcher Betrachtungsweise war, daß Enthaltsamkeit und Entzagung als die höchsten moralischen Ziele betrachtet wurden. „Die Bedürfnislosigkeit“, sagt Ferdinand Lassalle verächtlich, „ist die Tugend des indischen Säulenheiligen und des christlichen Mönches; aber vor dem Geschichtsforscher und vor dem Nationalökonom, da gilt eine andere Tugend. Möglichst viele Bedürfnisse haben, aber sie auf ehrliche und anständige Weise befriedigen — das ist die Tugend der heutigen, der nationalökonomischen Zeit“<sup>124</sup>. Ganz klare, aber den Indern schwer verständlich zu machende Sätze! Diese glauben an die Schicksalsvorherbestimmung und lassen sich in ihrer Grundanschauung auf keinen Fall beirren. „Nicht in der Erfüllung, sondern in der Entzagung deiner Wünsche liegt dein wahrer Frieden“: also lehrte Buddha, der Erleuchtete, und Indien nahm seinen Grundsatz an (nur weil ihm dies gerade paßte!), obschon es die sonstige Religionsphilosophie Gautamas abgelehnt hatte.

Man überlegt nicht, daß z. Zt. ihrer Entstehung die Schicksalsvorherbestimmungslehre nötig gewesen sein könnte. Beispielsweise vergißt man (oder weiß es überhaupt nicht!), daß sie zu Mohammeds Zeiten eine politische Notwendigkeit war. Damals

<sup>123</sup> "Borderlands of Economics". Allen & Unwin, London 1925. S. 66—67.

<sup>124</sup> „Gesamtwerke“. Verlag Pfau, Leipzig. Band II. S. 97.

hatte sie gute Dienste geleistet — das Volk auf ein höheres Niveau gebracht und es zur Einheit geführt. Für die späteren Generationen wurde aber diese Lehre überflüssig und für die noch späteren geradezu hemmend und lästig. Die Mohammedaner Indiens haben nie begriffen, daß das, was z. Zt. Mohammeds gut und notwendig war, heute schlecht und überflüssig sein könnte. Der religiöse Fanatismus läßt sie sich hiervon nicht überzeugen. Sie glauben, heute fester denn je, daß die Lehre des heiligen Korans, der angeblich — durch die Vermittlung des Engels Gabriel — Wort für Wort von Gott selber diktiert worden sein soll, ewigen Wert haben und für jedes Volk und jede Zeit ihre volle Geltung behalten soll! „Reiche werden gegründet und zerstört! Welten entstehen und vergehen! Aber der Wert des Korans, das Wort Gottes besteht für alle und immer!“ Also denken sie sich und bleiben hartnäckig bei ihren Irrlehren und geben nie zu, daß sich auch die Lehren der Religionen überleben und selbst „göttliche“ Werke dem Gesetz der Wort-Vergänglichkeit unterworfen sind. Deshalb befolgen sie immer noch die Religionsgebote, die aus der Natur der Dinge heraus gut und notwendig waren, aber durch Veränderung der Umstände verderblich geworden sind.

Wenigstens im Falle Indiens beansprucht das Wort Lichtenbergs volle Richtigkeit. „Der oft unüberlegten Hochachtung“, sagt er, „gegen alte Gesetze, alte Gebräuche und alte Religion hat man alles Übel in der Welt zu danken“<sup>125</sup>.

Man denke doch an den Zwang des Fastengebotes. Sowohl der Hinduismus wie der Islam verlangen von ihren Anhängern, daß sie gewisse Tage im Jahr eine bestimmte Zeit lang fasten sollen. Der Islam ist in dieser Beziehung viel strenger als der Hinduismus, womit aber nicht gesagt sein soll, daß die Härte des Hinduismus erträglich wäre!

Der Islam verlangt, daß jeder erwachsene Gläubige während des ganzen Monats Ramadhan von Anbruch der Morgendämmerung bis zum Verschwinden des Abendrotes völlig fasten soll. Man bedenke, daß die Tage in tropischen Ländern, also auch in Indien, ziemlich gleichlang sind, und, da der mohammedanische Kalender sich nach dem Monde richtet, der Ramadhan nicht immer in dieselbe Jahreszeit fällt, sondern sich von Jahr zu Jahr um mehrere Tage verschiebt, was natürlich nicht immer vorteilhaft ist.

In welche Jahreszeit auch der Fastenmonat fallen mag, mindestens 15 Stunden hat der Mensch auf jeden Fall zu fasten: d. h. sich sowohl des Essens wie des Trinkens

<sup>125</sup> „Dokumente der Menschlichkeit“. Band 16. Dreiländerverlag, München 1919. S. 35.

völlig zu enthalten. Dieses Gebot wird so strikt durchgeführt, daß unter dem Begriff „Trinken“ auch das Rauchen verstanden und infolgedessen während der Fastenzeit nicht gestattet ist!

Fällt der Fastenmonat in den Sommer, so bedeutet es natürlich eine fürchterliche Pein, bei der indischen Siedehitze fasten zu müssen. Von der Selbstquälerei und den nachträglichen Wirkungen abgesehen, bedeutet jedoch das Fasten während des Sommer-Ramadhan keine großen Verlust, weil es während des Sommers sowieso keine große Arbeit gibt. Aber ganz ohne Beschäftigung sind die Menschen doch nicht. Hausfrauen, Bediente, Angestellte, Beamte und viele andere haben selbstverständlich das ganze Jahr hindurch zu tun, was sie während des Ramadhan fastend erledigen müssen. Dies stellt besondere Anforderungen, denen der Körper nicht gewachsen ist, und, von Ausnahmefällen abgesehen, nicht gewachsen sein kann. Daher werden die körperlichen und geistigen Energien der Menschen ständig erschöpft, und kaum bevor der halbe Monat vorbei ist, zeigen ihre Züge deutliche Anzeichen übergroßen Kräfteverbrauches. So verderblich ist diese unfreiwillig-freiwillige Hungerkur!

Fällt der Fastenmonat in die Winterzeit, so bedeutet das natürlich doppeltes Unglück, weil ein ganzer Monat von der besten Zeit verloren geht. Leider gibt es keine genaue Zahlenangabe, wonach wir die Zahl der fastenden Mohammedaner in Indien feststellen könnten. Nach den allgemeinen Beobachtungen jedoch kann man ruhig behaupten, daß über 2 Millionen Menschen alljährlich fasten, so daß die Zahl der Tage, an denen gefastet wird, nicht weniger als 60 Millionen im Jahre beträgt!

Die Fastenzeit ist nicht allein den Mohammedanern eigen — leider haben auch die Hindus ihre Fastentage, die je nach der Kaste, zu der der betreffende Hindu gehört, an Zahl verschieden sind.

Ebenfalls die falsche Auffassung von der Wohltätigkeit, die in der religiösen Sentimentalität der Inder Nahrung finden, trägt dazu bei, um Vagabundentum und Bettelwesen zu erhalten, die natürlich wegen der Verpflegung ökonomischer Schmarotzer die Armut vergrößern. Der caritative Zug ist nicht allein den Hindus eigen, er ist den Mohammedanern auch wohl vertraut. Der gegenwärtige preußische Kultusminister, der übrigens ein hervorragender Kenner der mohammedanischen Welt ist, schreibt hierüber folgendes: „Es wird in mohammedanischen Ländern viel in falscher Wohltätigkeit gemacht und dadurch der Zwang zur Arbeit erheblich eingeschränkt. Der Bettler heischt eine Gabe nicht als Gnade oder eine Wohltat, sondern als Recht. So verhängnisvoll diese Auffassung der Wohlfahrtspflege wirkt, solange sie sich ungeleitet und ungeregelt ausleben kann, so viel wäre hier zu erhoffen, wenn eine planvolle Organi-

sation diese religiöse Nötigung zum Wohltun in den öffentlichen Dienst stellte“<sup>126</sup>.

Wie die Kirche in Europa während des Mittelalters das Almosengeben als „Pflicht an sich“ hinstellte und sich um dessen gute Wirkung gar nicht kümmerte<sup>127</sup>, so wird es im heutigen Indien getan. Eine große Schattenseite dieser Liebestätigkeit ist die, daß die Pflicht nicht weiter geht, als dem Armen zu helfen, wenn er sich in äußerster Not befindet. „Gibt man ihm Brot oder Kleid oder Nachtlager, so ist der äußersten Not ja abgeholfen und damit die Pflicht in strengem Sinne erfüllt. Ihm weiter zu helfen, ihn wieder arbeitsfähig zu machen, ihn wieder als ein nützliches Glied in den wirtschaftlichen Organismus einzugliedern, das liegt außer dem Gesichtskreise dieser Liebestätigkeit“<sup>128</sup>.

Dutzende anderer Momente gibt es, die den ökonomischen Prozeß verlangsamen und daher der indischen Wirtschaft schaden. Hunderte andere Kleinigkeiten gibt es, die auf die religiösen Motive zurückzuführen, aber in wirtschaftlicher Hinsicht im höchsten Maße schädlich sind. Man denke z. B. an die heiligen Büffel der Hindus, die zu Tausenden überall im Lande herumlaufen und in mehrfacher Hinsicht schaden<sup>129</sup>. Es wird ihnen aber nichts getan, weil sie eben heilig sind. Man würde beinahe nicht glauben, wo ohnehin die Schlangenplage so groß ist — alljährlich sterben 30 000 Menschen durch Schlangenbiß<sup>130</sup> — werden auch diese abscheulichen Tiere als — heilig betrachtet. „Der streng gläubige Hindu“, sagt Prof. Paul Deussen, „tötet kein Tier, auch kein Insekt, ja nicht einmal eine Schlange. Trifft er eine solche an Orten, wo sie gefährlich werden kann, so fängt er sie ein und transportiert sie in eine Gegend, wo sie nach seiner Meinung unschädlich ist, um sie dort in Freiheit zu setzen“<sup>131</sup>. Die Kobra, eine der gefährlichsten Schlangen der Welt, wird

<sup>126</sup> Prof. Dr. C. H. Becker: „Islamstudien“. Quelle & Mayer, Leipzig 1924. S. 60. (Im Original nicht gesperrt.)

<sup>127</sup> Vielfach hat die Kirche in Verkennung der wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung der Armut durch ihre Tätigkeit die Armut vermehrt statt verringert. (Löning: „Arwenwesen“ in Schönbergs „Handbuch der politischen Ökonomie“. Band III. S. 965. Tübingen 1891.)

<sup>128</sup> G. Uhlhorn: „Die christliche Liebestätigkeit“. Band II. Stuttgart 1884. S. 441. Für weitere Mängel öffentlicher und staatlicher Armenpflege vgl. Georg Ratzinger: „Geschichte der kirchlichen Armenpflege“. Herder, Freiburg i. Br. 1884. S. 540, 554—556, 574—575.

<sup>129</sup> Unglaubliche, aber doch wahre Schilderung der schlechten Religionseinflüsse in Indien gibt jetzt Arthur Holitscher: „Das unruhige Asien“. S. Fischer, Berlin 1926. S. 110 ff.

<sup>130</sup> Nach einer Zeitungsmeldung. Daß die Zahl keineswegs übertrieben ist, sieht man daraus, daß in den britischen Provinzen allein über 20 000 jährlich sterben. (Siehe „Statistical Abstract“. S. 118.)

<sup>131</sup> „Erinnerungen an Indien“. Tischer, Kiel 1904. S. 62—63.

„vom bigotten Hindu als dem Krischna heiliges Tier geduldet, ja geradezu gehegt“<sup>132</sup>.

Deutlich genug kann man merken, wie schädlich die religiösen Einflüsse in Indien sind.

### c) Wie die Religionen zu Zeit- und Geldvergudeung verleiten.

Eine Forderung vieler indischer Religionen ist die theoretisch zwar nicht obligatorische, aber in mannigfacher Hinsicht beinahe zum Zwang gewordene Notwendigkeit, die sogenannten Wallfahrtsstätten zu besuchen. Wohl bemerkt, der Zwang ist nur in moralischer Hinsicht zu verstehen, denn im rechtlichen Sinne besteht er selbstverständlich nicht. Um so empfindlicher aber ist der moralische Druck, der nicht allein auf die wohlhabenden Leute ausgeübt wird.

Einerseits ist die Versuchung, irgendeinen Wallfahrtsort aufzusuchen, deshalb so groß, weil diejenigen, welche eine heilige Stadt aufgesucht haben, eine recht ansehnliche (sei es nur auf die Nachbarschaft beschränkte), aber gänzlich unverdiente Hochachtung genießen; unverdient deshalb, weil zur Erlangung dieser „Ehre“ nichts weiter gehört, als ein Geldbeutel, den nur wenige haben, und etwas Fanatismus, den nur wenige nicht haben.

So ist es begreiflich, daß viele Menschen, koste es was es wolle, der Versuchung, eine heilige Stadt zu besuchen, zum Opfer fallen; einfach deshalb, weil die Hochachtung, die jedem aus einer heiligen Stadt Heimgekehrten zuteil wird, zu groß ist, um selbst der Eitelkeit der Bescheidensten nicht zu schmeicheln. Beispielsweise wird ein Mohammedaner, der aus Mekka z. Zt. des „Großen Gebetes“ zurückgekehrt ist, „Hadschi“ tituliert, sein Name wird mit großem Respekt genannt, und sollte er irgendwo über einen religiösen Gegenstand einen Vortrag halten oder auch in der Moschee predigen, so küssen ihm die Menschen, besonders aus den niederen Schichten, die Hand zum Zeichen ihrer Hochachtung. Dies alles schmeichelt selbstverständlich der indisch-mohammedanischen Eitelkeit, die nicht wenige Menschen veranlaßt, ihrer wegen die Reise zu unternehmen und dadurch Geld und Zeit zu vergeuden.

Andererseits wird moralisch Druck insofern ausgeübt, als derjenige, welcher wohlhabend ist und (mit Recht) keine Lust nach den heiligen Städten empfindet, zur Zielscheibe höhnischer Bemerkungen über seinen angeblichen Geiz, Gottlosigkeit, Religionsfeindschaft usw. gemacht wird. Jahrelang fortgesetzte Bemerkungen machen schließlich jeden mürbe und früh oder spät

<sup>132</sup> Hans Gehring: „Indien. Das alte Wunderland und seine Bewohner“. Spamer, Leipzig. Band I. S. 165.

sieht er seine „unrichtige Haltung“ ein und entschließt sich zu einer Reise nach einer heiligen Stadt, was zweifellos eine unproduktive Ausgabe darstellt. Nicht der Religion, sondern des moralischen Druckes wegen fährt er hin und fällt somit den unausstehlichen Spötttereien eines in fanatischen Enthusiasmus verfallenen Pöbels zum Opfer.

Welchen Nutzen haben eigentlich diese Pilgerfahrten? Die Mohammedaner, die bekanntlich nach Mekka, Medina und Karbala (Mesopotamien) gehen<sup>133</sup>, kommen von der Reise zurück: körperlich gebrochen und geistig erschöpft. Man erinnere sich, daß infolge mangelhafter Verkehrseinrichtungen und der allgemeinen Sicherheit (ich meine natürlich in Arabien) die wochenlangen Anstrengungen, die eine Pilgerfahrt nach Karbala bzw. Mekka mit sich bringt, Leib und Seele sehr stark angreifen. Auch sind die Menschen wegen des allgemeinen tiefen Niveaus der Lebenshaltung nicht geneigt (selbst wenn sie, wie es selten der Fall ist, in der Lage wären), viel für die Reise auszugeben. Bequemlichkeit auf der Pilgerfahrt können und wollen sie sich nicht leisten. Auch der arabischen Sprache meistenteils nicht kundig, kommen sie heim, ohne weltliche Freuden gehabt oder den geistigen Horizont erweitert zu haben. Selbst in moralischer Hinsicht wirkt eine Pilgerfahrt meines Erachtens sehr nachteilig, denn selbstverständlich werden die Pilger nach ihrer Heimkehr (von Ausnahmefällen abgesehen) arrogant und falls sie, wie es oft geschieht, der (von ihnen überschätzten) Verehrung nicht begegnen, treten sie mit Prätensionen und Ansprüchen auf größeren Respekt auf, die jedenfalls groß genug sind, um andere neidisch zu machen.

Noch verderblicher als bei den Mohammedanern ist die Sehnsucht nach den heiligen Städten bei den Hindus; weil ihre heiligen Städte in Indien liegen und deshalb innerhalb einer Sphäre sind, die von Millionen erreicht werden kann. Bekanntlich bildet eine Reihe von Städten, besonders am Ganges, die Wallfahrtsorte der Hindus. Es dürfte auch allgemein bekannt sein, daß dem heiligen Ganges die Entstündigungskraft zugeschrieben wird; d. h. jeder Hindu dünkt sich von seinen vergangenen (auch von den zukünftigen?) Sünden befreit, sobald er ein einziges Mal in dem heiligen Fluß gebadet hat. Natürlich ist das eine große Verlockung, der sich eine abergläubische Bevölkerung nicht ohne weiteres entziehen kann. Deswegen entbehren die Menschen selbst die absoluten Bedürfnisse, um sich Mittel für eine Reise nach einer heiligen Stadt zu ersparen. Bedauernswerte Menschen, die

<sup>133</sup> Seit Kriegsende fahren jährlich über 16 000 Menschen durchschnittlich. Man kann sich leicht vorstellen, welchen finanziellen Verlust das für Indien bedeutet. „Statistical Abstract for British India. 1914–15 to 1923–24“. London 1925. S. 363.

wirtschaftliche Sünden begehen, um sich von religiösen Sünden zu befreien.

Abertausende baden zu gleicher Zeit im Ganges, dessen sonst so reines Wasser in der Nähe der heiligen Städte von der ungeheuren Menschenmenge schmutzig wird. Der abscheulichste Gestank kommt von seinen Ufern.

Alle Kranken und Gesunden, Reinen und Schmutzigen, selbst Menschen mit schweren Infektions- und Hautkrankheiten baden Seite an Seite. Hunderttausende baden zu gleicher Zeit<sup>134</sup>, von denen viele nicht nur Befreiung von religiösen Sünden, sondern auch von körperlichen Leiden erhoffen. Nicht weit davon werden auf offenen Plätzen (!) die Leichen verbrannt, und da der Scheiterhaufen ein sehr dürf tiger ist, werden die Leichen nicht vollständig vom Feuer vernichtet, sondern einige Reste bleiben übrig, die einfach „in den Ganges geschürt werden, dessen träge fließende Wasser noch längere Zeit mit Kohlen, Blumenkränzen und der gleichen überzogen bleiben“<sup>135</sup>.

Müde und abgespannt, nur von der falschen Befriedigung durchtränkt, ein Religionsgebot getreulich erfüllt zu haben, kehren die Menschen in ihre armseligen Hütten zurück, um das traurige Dasein von neuem zu beginnen. Um wie vieles wäre es besser, wenn sie ihre Ersparnisse für irgendeinen produktiven Zweck verwendet hätten?

Wie man sieht, stehen die Forderungen der indischen Religionen in diametralem Gegensatz zu den Prinzipien der ökonomischen Entwicklung, und es ist schwer, ja unmöglich, das eine zu befolgen, ohne das andere aufzugeben.

Noch auf eine andere Art wirken die Religionen schädlich. Sowohl die Mohammedaner wie die Hindus verlieren viel zu viel Zeit durch Beten, religiöse Zeremonien und Moschee- bzw. Tempelbesuche. Nicht weniger als 5 mal täglich (vor Sonnenaufgang, mittags, nachmittags, abends und nachts!) muß ein jeder Mohammedaner beten. Jedes Gebet, das mit lästigen Voraussetzungen, z.B. Waschen der Füße, verbunden ist, dauert jedes mal mindestens 15 Minuten. Fünfmalige unangenehme Unterbrechung der Arbeit kann ökonomisch nie vorteilhaft sein. Anstatt daß man eine halbe Stunde täglich der Erhaltung der Gesundheit und Ertüchtigung des Leibes widmet, vergeudet man anderthalb Stunden täglich durch Beten.

Diejenigen, welche lesen und schreiben können, vergeuden überdies viel zu viel Zeit durch Lesen des in arabischer Sprache

<sup>134</sup> Sir Bampfylde Fuller rechnet die Zahl der z. Zt. des Hochbetriebes in Allahabad Badenden auf eine halbe Million Menschen. (Vgl. „The Empire of India“. Pitman, London 1913. S. 163.)

<sup>135</sup> Paul Deussen: „Erinnerungen an Indien“. Fischer, Kiel 1904. S. 132.

geschriebenen Korans, den ohne Übertreibung kaum einer von Hundert versteht und der dennoch von Tausenden täglich gelesen wird. Natürlich versteht man keine Silbe von dem, was man liest. Es wird aber trotzdem getan, weil den Koran zu lesen eben eine religiöse Pflicht bedeutet, die im Jenseits millionenfach belohnt werden wird. Hat man den Koran zu Ende gelesen, so fängt man ihn von neuem an. So oft wird der Koran von Priestern, Frommen und Orthodoxen gelesen, daß fast jede größere Stadt, die von Mohammedanern bewohnt wird, mehrere "Hufaz" hat, d. h. Menschen, die den ganzen Koran, welcher in deutscher Übersetzung über 600 Reclam-Seiten umfaßt, auswendig können. Von Kindheit an werden dem Jungen Koranverse beigebracht, und ist er 7 oder 8 Jahre alt, so fängt man mit dem systematischen Lesen der heiligen Schrift an, was ununterbrochen das ganze Leben hindurch fortgesetzt wird<sup>136</sup>.

Tausende Beispiele gibt es, wo die Menschen den ganzen Koran dutzende Male gelesen haben, und doch haben sie nicht ein einziges Wort verstanden<sup>137</sup>. Warum der Koran stets in arabischer Sprache, also nie in der Muttersprache gelesen wird, ist mir nie klar geworden.

Jedenfalls vergeudet man sehr viel Zeit. "The Mohamedan community generally are less progressive in matters of education than the Hindus, owing to a number of social and political causes and also to the fact that boys are required to devote a considerable share of their attention to the study of the Koran at the expense of secular learning"<sup>138</sup>.

Noch viele andere Umstände sind zu berücksichtigen, die die wirtschaftliche Tätigkeit hindern. „Der Kalender z. B.“, um mit den Earl of Ronaldshay zu reden, „wimmelt von Feiern und Festen aller Bekenntnisse. Viele davon hat die Regierung als öffentliche Feiertage anerkannt. Underhill zählt nicht weniger als 260 Feste der Hindus auf!“<sup>139</sup>

Selbstquälerei, Fanatismus, unzweckmäßiger Gebrauch des

<sup>136</sup> „Unter allen Büchern“, schreibt übertreibend ein mohammedanischer Enthusiast, „ist dieses Buch (der Koran) dasjenige, das Tag für Tag am meisten gelesen wird. Man hört von Gelehrten, die dieses Buch 70 000 Mal gelesen haben!“ (Vgl. „Moslemische Revue“. Herausgeber N. Sadr-ud-Din. Berlin, April 1924. S. 56.)

<sup>137</sup> Das kommt davon, weil die von den indischen Mohammedanern gesprochenen Sprachen, z. B. Sindhi, Hindostani bzw. Urdu, wie Türkisch und Persisch in arabischer Schrift geschrieben werden. Man ist deshalb zwar in der Lage, den arabisch geschriebenen Koran irgendwie zu lesen, aber vom Verstehen kann nicht die geringste Rede sein. Um den arabischen Koran zu verstehen, braucht man genaue Kenntnis der arabischen Sprache, die nur sehr wenig Menschen in Indien besitzen.

<sup>138</sup> Prof. A. P. Newton: "The Universities and Educational systems of the Empire". Collins, London 1924. S. 259.

<sup>139</sup> „Indien aus der Vogelschau“. Brockhaus, Leipzig 1925. S. 178.

**Geldes und Zeitvergeudung** — das ist die Essenz der indischen Religionen, die es nie verstanden haben, das Nützliche und Zweckmäßige mit dem Angenehmen und Religiösen zu verbinden. Weit davon entfernt stören sie dauernd mit Forderungen, die nichts mit Vernunft zu tun haben und in wirtschaftlicher Hinsicht, wie wir gesehen haben, in höchstem Maße schädlich sind.

Es wäre eine sehr interessante, der Völkerpsychologie neue Probleme stellende soziologische Arbeit, wenn man das Religionsproblem vom soziologischen Standpunkt aus behandeln wollte. Es wäre sicherlich äußerst lehrreich zu sehen, wie der Religionsmus von dessen besten Verteidigern exploitiert wird. Den Mullahs, den Religionskämpfern geben die Bohras, eine der 72 mohammedanischen Sekten, große Geldgeschenke, um nur von dem Mann ein Zettelchen zu bekommen, das, der Leiche beigelegt, der dahingegangenen Seele freien, schnellen Zutritt zum Paradies verschafft. Millionen verdienen die Bohras auf diese ehrliche Weise! Die Agha-Khan-Schichte, eine reiche Gruppe der Mohammedaner, wirft Tausende und Abertausende Rupien ins Wasser, um durch den Geist des Meeres dem Agha Khan Geldgeschenke zu machen. Die Postanweisungen kosten natürlich extra, deshalb „schicken“ sie das Geld durch den Geist des Meeres, der dem Agha Khan untertänig, das ins Meer geworfene Geld gratis hinbringt.

Unbestreitbar steht es fest, daß der Fanatismus der Mohammedaner, die Bigotterie der Hindus und die Orthodoxie der Anhänger der übrigen Religionen die ökonomische Entwicklung Indiens hindern. Erinnern wir uns, daß die meisten Gebräuche und Sitten aus religiösen Motiven entstanden sind. Entbehrung von Fleischnahrung, Kinderheiraten, Witwenverbrennung<sup>140</sup> (über die englischerseits schon seit 1829 gesetzliches Verbot verhängt und dadurch der Hinduorthodoxie die wohlverdiente Schlappe beigebracht worden ist) und Dutzende andere Dinge gibt es<sup>141</sup>, die die Verderblichkeit der religiösen Wirkungen ganz deutlich zeigen.

### 3. Das Bevölkerungsproblem Indiens<sup>142</sup>.

Die Tragik der indischen Bevölkerung liegt darin, daß sie in mannigfache, unzählige, dem Fremden kaum verständliche Lager getrennt ist, die Zwist, Mißhelligkeit und Uneinigkeit und dadurch ewige Kämpfe, soziale Hindernisse, ökonomische Nach-

<sup>140</sup> Eine erschütternde Darstellung derselben bei Lutfullah: „Autobiography“. Tauchnitz, Leipzig 1857. S. 172 f.

<sup>141</sup> Man braucht bloß an das Noharramfest der schiitischen Mohammedaner, die Leichenüberführung nach Mekka bzw. Karbala und Benares zu erinnern.

<sup>142</sup> Eine Reihe von Dissertationen ist unter der Leitung von Prof. Hermann Wagner (an der Universität Göttingen) in den Jahren 1909, 1911, 1916 und 1917 über die Volksdichte in verschiedenen Provinzen ent-

teile und politische Zersplitterung herbeiführen. Jede indische Klasse fühlt sich von der anderen in sozialer, politischer und religiöser Hinsicht getrennt. Gerade diese tausendfältige Zersplitterung ist es, welche den ökonomischen Fortschritt so sehr erschwert.

Indien ist in Beziehung sowohl zur Qualität wie zur Quantität seiner Bevölkerung ein überaus unglückliches Land. In keinem anderen Land der Welt gibt es so viele mehr oder weniger komplizierte Gegensätze wie in Indien. In welchem Land außer Indien gibt es so vielerlei Rassen, fast ein Dutzend Religionen, Hunderte Sprachen und Dialekte, verschiedene Kulturen, und zu allem Unglück eine fremde Regierung? Selbst wenn wir den letzten Umstand ausschalten, so gibt es auch dann kein Land, das mit so vielen inneren und äußeren Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Diese Umstände natürlich h e m m e n die ökonomische Entwicklung des Landes.

Zweifellos gibt es in jedem Land Gegensätze. Sie sind aber nirgends so stark, so kraß und so bedeutungsvoll wie in Indien. Auf Schritt und Tritt kann man es überall beobachten, wie sie sich gegenseitig bekämpfen. Dies ist der hauptsächlichste Grund, warum Indien in den letzten anderthalb Jahrtausenden (von einzelnen Perioden, die jedoch von kurzer Dauer waren, abgesehen) nicht nur keinen kulturellen Fortschritt machte, sondern sogar den Rückzug anzutreten genötigt wurde. Seit den Zeiten Asokas hat Indien (von dem einen Jahrhundert allerhöchster Blüte — besonders in den Gebieten oberhalb der Vindhya Gebirge — während der Mongolenherrschaft abgesehen) keinen hervorragenden wirtschaftlichen oder geistigen Fortschritt gemacht. Beobachtet man die heutigen Dörfer und ihre Bewohner, so gelangt man zu demselben Resultat.

“In the whole history of mankind”, sagen die amerikanischen Soziologen Dealey und Lester F. Ward, “it is found that effort expended upon matter has yielded advantagous results. Expended in coercing men, social energy yields no progressive results. Directed to purely spiritual things, it result in a weak, stagnant civilization, like that of India”<sup>143</sup>.

standen. Sie bringen in gedrängter Form die Ergebnisse der Volkszählung von 1901. Merkwürdigerweise sind auch die Dissertationen von 1916 und 1917 nach der 1901er Volkszählung — obschon die Volkszählung von 1911 schon am Ende desselben Jahres erschienen war und bald darauf auch von deutschen Universitäten (z. B. Berlin und Heidelberg) beschafft wurde. Trotzdem sind die Dissertationen nicht wertlos, besonders die von Marie Borchers über die „Bevölkerungsdichte im südlichen Indien“ (1917. Göttingen). Für unseren Zweck jedoch sind sie wenig geeignet, denn erstens sind sie veraltet und zweitens behandeln sie nicht das Bevölkerungsproblem von g a n z Indien.

<sup>143</sup> “Text-Book of Sociology”. Macmillan, New York 1920. S. 226

Die Zivilisation Indiens blieb schwach und stagnierend, bloß weil die Vorbedingung jeder Zivilisation, der materielle Wohlstand keinen Fortschritt mache. Die Kultur, um einen Vergleich von Lester F. Ward zu gebrauchen, ist eine so zarte Pflanze, daß sie nur im Boden reichen materiellen Wohlstandes gedeihen kann. Und gerade dieser „reiche materielle Wohlstand“ fehlt und fehlt heute mehr denn je! Das Moment, das „die zarte Pflanze der Kultur“ nicht gedeihen läßt, ist das der Bevölkerung mit ihren ungeheuer vielen Gegensätzen.

In Sitten und Gebräuchen, Wohnungseinrichtungen und Lebensweisen, Speisen und Trachten, kurz und gut, überall sieht man die krassesten Gegensätze in Indien. Auf dem Gebiete der Religionen jedoch hat Indien so viele Gegensätze hervorgebracht, daß alles, was auf außerreligiösen Gebieten an Meinungsverschiedenheiten und entgegengesetzten Bestrebungen beruht, in den Schatten gestellt worden ist. Das seit uralten Zeiten bestehende, schwer definierbare, religiöse, soziale und moralische Vorschriften aufweisende System, das im allgemeinen als „Hinduismus“ bezeichnet wird<sup>144</sup>, bewahrte wenigstens nach außen hin eine Einheit und bildete somit eine Religion, die jedoch beim Auftauchen des Jainismus und des Buddhismus einen nicht unbeträchtlichen Teil ihrer Macht und, was noch bedauerlicher ist, die Einheit verlor. Die Kette, an der alle Völker Indiens gefesselt waren, wurde gesprengt. Mitten in den Weg wurde ein schwerer Stein gelegt.

Die hinduistische Religion mußte sich gefallen lassen, zwei ihrer widerspenstigen Töchter (ich meine die Jainistische und buddhistische Religion) als selbständige Wesen in ihrem Hause zu dulden. Obschon Buddhismus bald aus dem eigentlichen Heime verdrängt und in Hinterindien bzw. Ostasien Zuflucht zu suchen genötigt wurde, bestand der Jainismus<sup>145</sup> die Probe und behauptete seinen Sitz. Dies gelang ihm, weil er hauptsächlich eine Religion der Entsaugung war und sich deshalb lieber in Wäldern, Höhlen und einsamen Orten aufhielt; seine Macht aber ist infolgedessen auf das Mindestmaß zusammengeschrumpft.

Für einen Augenblick schien es, als ob der Hinduismus seine verlorene Macht wiedergewinnen und die Widerspenstigen (Buddhisten, Jainisten) zähmen würde. Nicht von den Unterdrückten kam die Gefahr. Im Islam erstand dem Hinduismus also sozusagen ganz Indien ein mächtiger Feind. Anstatt daß die Einheit

<sup>144</sup> Vgl. das vortreffliche Werk von Helmuth v. Glasenapp: „Der Hinduismus. Religion und Gesellschaft im heutigen Indien“. Kurt Wolff, München 1922.

<sup>145</sup> Vgl. H. v. Glasenapp: „Der Jainismus. Eine indische Erlösungsgeschichte“. (Alf. Häger Verlag, Berlin 1925.) Soziologisch interessant ist das Kapitel über „Gesellschaft“. S. 304—355.

der indischen Völker im Augenblicke gemeinsamer Lebensgefahr befestigt worden wäre, ging sie in die Brüche! Die Wurzeln waren längst zerfressen — es bedurfte nur eines Sturmes, um den einst mächtigen und scheinbar noch gewaltigen Baum zu Boden zu bringen.

Schlag für Schlag erlitt das uneinige Indien mehr oder weniger empfindliche Niederlagen. Stück für Stück mußte es den kaum verteidigten Boden den Horden mohammedanischer Kämpfer unter der barbarischen Führung turkestanischer bzw. mongolischer Gewaltherrscher abtreten. Unschätzbare Kräfte wurden Indien entrissen. Unersetzbare Kunstwerke, Tempelbauten und Paläste wurden in blinder Zerstörungswut vernichtet<sup>146</sup>. Jahr für Jahr kamen die Fremden, brannten, wüteten und plünderten.

Endlich gewannen sie selber Geschmack und blieben im Lande. Mit der Begründung des Mongolenreiches begann ein goldenes Zeitalter in Indien, das leider schon nach 2 Jahrhunderten einen jähen Abschluß fand. Nun begann das Zeitalter des inneren Zerwürfnisses. Es läßt sich nicht leugnen, daß in jenen finsternen Tagen viele Hindus mit Zwang zum Islam bekehrt wurden. Trotzdem behauptete sich die Urreligion Indiens.

Vor den erobernden Mohammedanern geflüchtet, kamen die Anhänger des Zoroaster aus Persien und siedelten sich an der westlichen Küste Indiens an.

Im Punjab begründete im Anfang des XV. Jahrhunderts Baba Nanak die Sikh-Religion.

Allen diesen mehr oder wenig starken Schlägen zum Trotz bestand der Hinduismus die Schicksalsprobe und freute sich darüber, daß mit der Begründung der britischen Herrschaft in Indien auch er gefestigt sei. Die Freude jedoch war von kurzer Dauer,

<sup>146</sup> Mahmud, aus dem Hause Ghasni, leitete nicht weniger als sechzehn Raubzüge, denen die wunderbaren Tempel von Nagarkot, Thancschwara und vor allem Somnath zum Opfer fielen. Nach dem Verfall des Mongolenreiches kam „wie eine Gottesgeisel eine auswärtige Macht über Hindostan. Alle Kostbarkeiten und Juwelen des Staatsschatzes, darunter auch der Stolz Delhis, der Pfauenthron (ein Schmuck des Herrschersthes aus Diamanten, Smaragden, Rubinen, Saphiren usw., die die Form und die reichschillernden Farben eines ausgebreiteten Pfauenschweifes nachahmen), wurden weggenommen. Der ganze Raub, den Nadir Schah aus Hindostan (Nordindien) wegtrug, wird auf fast drei Milliarden Goldmark geschätzt“. (Prof. Schmidt: „Geschichte Indiens“. Bibliographisches Institut, Leipzig 1923, S. 111.) „The true secret of the poverty of India“, sagt Sir H. S. Maine, „I take to be the desolation caused by the war and brigandage of about two thousand several chiefs into which the Moghul dominion was dissolving. I think that India during the reign of Akbar and Jehangir was probably as rich as the Western world thought, but its carefully hoarded capital was destroyed in the same way as the accumulations of the Roman Empire“. („Early Law and Custom“. Zitiert bei P. P. Pillai. „Economic Conditions in India“. Routledge, London 1925. S. 12.)

denn das Christentum bildete für ihn die unsichtbare Gefahr. Um ein bekanntes Wort zu gebrauchen, mit der Bibel in der einen und dem Schwert in der anderen Hand geht der Engländer in die weite Welt, um die Religion Jesu Christi zu verkünden und dafür den Markt des Ortes in Empfang zu nehmen<sup>147</sup>.

Die christliche Missionstätigkeit war und ist nicht schwer. Mit wirtschaftlichen Lockspeisen<sup>148</sup> wurden und werden die Hindus (meistenteils natürlich die Parias, deren wirtschaftliche Lage am schlimmsten ist) in das christliche Lager verführt, bekehrt und somit „zivilisiert“. Heute noch bildet das englische Christentum, das herzlich wenig mit der Religion Christi gemeinsam hat und nichts besseres als ein Vorbote des englischen Imperialismus ist, die Hauptgefahr für die Urreligion Indiens; denn alljährlich verlassen Tausende Menschen ihr Lager, um sich in den Bund der christlichen Religion aufnehmen zu lassen.

Auf diese Weise geschah es, daß Indien neun Religionen bekam, die der Zahl ihrer Anhänger nach also vertreten sind:

1. Hinduismus	216 735 000	68.50 %
2. Islam	68 755 000	21.74 "
3. Buddhismus	11 570 000	3.66 "
4. Animismus	9 775 000	3.00 "
5. Christentum	4 754 000	1.51 "
6. Sikh-Religion	3 238 000	1.03 "
7. Jainismus	1 709 000	0.37 "
8. Parsentum	102 000	0.03 "
9. Judentum	22 000	0.01 "

Man denke, daß zu diesen Religionen ihre zahllosen Sekten zu zählen sind. Der Hinduismus allein hat über 250 ganz klare und deutliche Züge aufweisende Sekten. Auch der Islam, in europäischen Sprachen nicht fälschlich „Mohammedanismus“ genannt, hat über 70 Sekten, von denen die Sunnis und Schias die bedeutendsten sind. Zwischen diesen herrscht genau so großer Antagonismus (und damit Rivalerie, Feindschaft, Haß und Neid) wie zwischen den Katholiken und Protestanten. Oft genug ist Blut verflossen — oft genug sind Kriege geführt worden. Schias und Sunnis sind die orientalisch-mohammedanischen Protestanten und Katholiken: die niemals zum Verstand und oft genug zum Schwert gegriffen haben, um die Mißverständnisse zu beseitigen. Das Christentum, um ein anderes Beispiel zu geben, ist mit fast allen

<sup>147</sup> Vgl. G. B. Shaw: "The Four Pleasant Plays". Tauchnitz, Leipzig 1914. S. 247.

<sup>148</sup> Vgl. die Darstellung über die Missionstätigkeit in Südwest-Indien bei J. Sauter: „Unter Braminen und Parias“. Koehler, Leipzig 1923. S. 161—166. Kenner des modernen Indiens wissen es, wie der Kampf ums Dasein leichter wird, wenn man Christ wird. "It is cheap work", sagt G. B. S., "converting starving man with a Bible in one hand and a slice of bread in the other." ("Major Barbara." Constable, London 1911. S. 282.)

seinen Sekten in Indien vertreten. Römische Katholiken, Griechische Katholiken, Protestanten, Baptisten, Lutheraner, Methodisten, Presbyterianer gibt es schon lange.

„Der hervorstechendste Zug der Inder ist ihre tiefe Religiösigität“, erklärte ein philosophisch gebildeter Europäer, der längere Zeit Asien bereist hat. „India“, sagt man oft, „is not only a land of romance, art and beauty. It is, in religion, earths central shrine!“

Man sollte meinen, daß es bei diesen zahlreichen Religionen keinen Menschen geben kann, der keine Religion hat. Dem ist nicht so. Auch Indien hat seine Atheisten, die das schon komplizierte Gebilde der indischen Bevölkerung „vervollkommen“ und zu der schon vorhandenen Verwilderung beitragen. Bedenkt man, daß diese Religionen einander gegenüber sehr oft entgegengesetzte Tendenzen haben, dann wundert man sich nicht darüber, warum eigentlich es so viele, sondern darüber, warum es nicht mehr religiöse Kämpfe in Indien gibt!

Die Gegensätze, die Zwietracht herbeiführen und auf jedem denkbaren Gebiet herrschen, können für das Verständnis der Europäer mit der Lage auf dem politischen Gebiete in Europa verglichen werden.

Kann man wirklich die zuversichtliche Überzeugung haben, daß in der nahen Zukunft oder gar schon in der Gegenwart die Gegensätze zwischen, sagen wir den deutschen Nationalsozialisten und den deutschen Kommunisten ausgeglichen und die beiden Parteien zum Wohle des Vaterlandes und zum Ruhm des deutschen Reiches versöhnt sein werden? Jeder realistische Beobachter der europäischen politischen Lage wird darauf nur eine einzige Antwort geben: „Leider — nein!“ Es ist dieselbe Hoffnungslosigkeit, die in Indien auf jedem Gebiet herrscht. Die Gegensätze zwischen den Hindus und Mohammedanern einerseits und diejenigen zwischen den Brahmanen und den Parias andererseits können, wenigstens in absehbarer Zeit, nicht ausgeglichen werden. Sie werden immer da sein, so sehr auch dadurch die wirtschaftliche Entwicklung gehemmt sein mag.

Die politische Zersplitterung allein hat selbst in europäischen Ländern so verhängnisvoll gewirkt, daß „the same politician is a heavenborn statesman to his admiring followers and a rhetorical humbug to his opponents“<sup>149</sup>. Das gesteht ein Logiker offen.

Dies ist der Zustand in einem Volke, das ja hauptsächlich aus einer Rasse stammt, eine Sprache spricht und eine Religion hat! In ganz Indien könnte man, außer Birma (das ja eigent-

<sup>149</sup> Prof. J. Welten: „Groundwork of Logic“. University Press, London 1920. S. 21.

lich nicht zu Indien gehört) (!)<sup>150</sup>, kein so großes Gebiet wie England aufweisen, in dem, was die Einheit anbelangt, ähnliche Verhältnisse vorhanden wären. Indien ist gänzlich zerstückelt.

In dem Komplex der aus arischer, dravidischer und mongolischer Rasse bestehenden, nach amtlicher Ermittlung 251 (!) Sprachen<sup>151</sup> und unzählige Dialekte sprechenden, in zahllosen Religionen ihr Seelenheil suchenden Bevölkerung schlummert ein bedeutender Grund ihrer traurigen sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse.

Unermeßlich groß sind die Schwierigkeiten<sup>152</sup>, denen ein Reformator zu begegnen hat, und es ist kein Wunder, daß selbst ein Gandhi den Problemen nicht gewachsen ist.

Die Arbeit wäre erleichtert, wenn wenigstens die Bevölkerung gebildet wäre. Wie hoffnungslos ungebildet das indische Volk nach 1½ Jahrhunderten britischer Herrschaft ist, davon kann man sich keinen Begriff machen. Die Buchstaben veranschaulichen nicht viel — die Zahlen sind „tot“. Erst wenn man in indischen Dörfern gewesen ist, mit den Menschen gesprochen und die Bauern kennen gelernt hat, wird es einem klar, was es bedeutet, wenn über 92 % der Bevölkerung weder lesen noch schreiben kann. Von 319 Millionen Menschen sind also über 293 Millionen nicht einmal fähig einen Brief zu schreiben oder auch bloß ihren Namen zu unterzeichnen<sup>153</sup>. Sie sind Analphabeten.

Wie ist unter solchen Umständen ein ständiger ökonomischer Fortschritt möglich. Der Tiefstand der Bildung ver-

<sup>150</sup> "Burma . . . has no racial or social or religious affinity to the rest of India, with which it was incorporated during the last century reasons mainly of administrative convenience". (Sir Valentine Chirol. "India". Bonn, London 1926. S. 37.)

<sup>151</sup> "Statistical Abstract for Br. India 1914 to 1924". London 1925. S. 43.

<sup>152</sup> „Das Unergründliche der tausendfachen Verschlingungen und Verästelungen des indischen Lebens, die heterogene Mannigfältigkeit des Daseins dieser Hunderte von Millionen Menschen, ihre viele tausendjährige, unbekannte und in der seltsamsten Weise vermischten Geschichte, die außerordentliche Verschiedenheit der geographischen Bedingungen, unter denen sie leben und deren Auswirkungen in der unverständlichsten Weise sich kreuzen, durcheinanderlaufen oder sich überlagern, machen das Leben der einheimischen Inder zu einem dem Europäer vollständig unentwirrbaren Irrgarten“. (Otto Garten: „Zwanzig Jahre an indischen Fürstenhöfen“. Dresden 1922. S. 140.) „Je mehr ich in Indien lebe“, erklärte ein englischer Zivilbeamter, „desto komplizierter und unverständlicher erscheint mir das Rätsel der indischen sozialen Welt“.

<sup>153</sup> Ibid. S. 32. "The Hindus have one literate person in every 13; for males the ratio is one in 8 and for females one in 63. one Mohamedan male in 11 and one female in 116 can read and write". (The Indian Year Book 1926. S. 23.)

schuldet, wenn auch zum Teil, den Tiefstand der wirtschaftlichen Lage.

“An ignorant population”, sagt F. H. Giddings, “is at the mercy of its sensations, passions, superstitions and fears. It can easily be led to believe that danger threatens where no danger exists, and that salvation depends upon some instant course of action that complete knowledge would show to be cruel and disastrous”<sup>154</sup>.

Trotz des großen Unrechtes, das uns von Fremden angetan ist, läßt es sich einfach nicht leugnen, daß für den größten Teil der jetzt existierenden sozialen, ökonomischen und politischen üblichen Einrichtungen wir uns allein verantwortlich zu machen haben. Kurzsichtige indische Politiker, die den fremden Chauvinisten abgeguckt haben, aus ihrem Vaterland einen Götzen zu machen und ihn mit Recht oder Unrecht anzubeten, schieben alle Schuld den Engländern in die Schuhe. Es mangelt jedoch keineswegs an bedeutenden indischen Männern, die schon lange erkannt haben, daß der Grund der meisten sozialen Übel nicht bei den Engländern, sondern in erster Linie bei den Indern zu suchen ist. Schon vor drei Jahrzehnten schrieb einer der ersten brahmanischen Staatsminister der damaligen Zeit, R. Mad-hana Rao: „Je länger man lebt, beobachtet und nachdenkt, desto mehr fühlt man, daß es kein Volk auf dem Erdboden gibt, welches mehr an selbstzugezogenen, selbstgeschaffenen oder selbstangenommenen und darum vermeidbaren Übelständen leidet, als das indische“<sup>155</sup>.

Das Schlimmste davon ist, daß die Bevölkerung sich ihrer traurigen Lage nicht bewußt ist. Ja, sie denkt nicht einmal daran, ob sie überhaupt reformbedürftig wäre! Im Gegenteil. „Jeder Hindu“, lehrt uns ein indischer Pamphletist, „blickt mit Verachtung auf den Europäer herab!“<sup>156</sup> Es ist aber eine Tatsache, daß wenigstens die Brahmanen, deren es fast 15 Millionen gibt, sich „verunreinigt“ fühlen, bloß wenn ein Europäer sie berührt! Ja — es gibt eine besonders orthodoxe Priesterklasse, in der man glaubt, daß der Blick irgendeines Nichtbrahmanen unheilig ist. Nach dieser „Theorie“ also würde selbst der Blick des Königs von England die Brahmanen besudeln.

Mit Recht sagt Herbert Spencer: “The primitive man is conservative in an extreme degree. Even on contrasting higher races with one another, and even on contrasting different classes in the same society, it is observable that the least developed are the most averse to change”<sup>157</sup>.

<sup>154</sup> “Elements of Sociology”. Macmillan, New York 1919. S. 135.

<sup>155</sup> Zitiert bei Hans Gehring: „Süd-Indien“. Gütersloh 1899. S. 87.

<sup>156</sup> Ähnliches bei A. R. Pillai: „Deutschland — Indiens Hoffnung“. Spielmeyer, Göttingen 1914. S. 11.

<sup>157</sup> “Principles of Sociology”. § 38.

### a) Die Bevölkerungsverteilung.

Das erste, was einem, der die indische Bevölkerungsstatistik genau betrachtet, ins Auge fällt, ist die ungleiche Verteilung auf die verschiedenen Gebiete. Bevor wir aber die indische Bevölkerungsstatistik näher erörtern, müssen wir die Vorfrage, die gerade in der letzten Zeit häufig aufgeworfen ist und immer wieder zur Stellungnahme genötigt hat, zu beantworten versuchen:

### b) Ist Indien übervölkert?

“Nothing has caused so much needless suffering among civilised nations, and has so completely neutralised the effects that culture should have in promoting happiness, as the swollen birthrates of the nineteenth century”. — Dean Inge<sup>158</sup>.

Es ist seit jeher eines der beliebtesten Argumente aller Apologeten der britischen Verwaltung in Indien gewesen, daß die große Armut des indischen Volkes auf die ungeheure Bevölkerung zurückzuführen sei. Im absoluten Sinne ist aber Indien keineswegs übervölkert. Indien, das Land, dessen Naturgaben nicht vollständig ausgenützt, dessen fruchtbare Gebiete aus Mangel an Kanälen unbenutzt liegen bleiben, dessen Mineralschätze (nur zum Teil entdeckt und auch diese) aus Mangel an Kapitalien und Facharbeitskräften nicht in vollem Umfange gewonnen werden können, Indien, das später sicherlich in der Lage sein wird, mindestens doppelt soviele Menschen zu ernähren, leidet sicherlich nicht heute schon an absoluter Übervölkerung.

Es ist interessant zu bemerken, daß das Geschrei über die Übervölkerung Indiens schon vor Jahren erhoben wurde. Damals antwortete Dadabhai Naoroji mit schlagenden Argumenten, die englischerseits einfach ignoriert wurden. Er sagt:

“There is the stock argument of overpopulation. They talk, and so far truly, of the increase by British peace, but they quite forget the destruction by the British drain. Infact, it is absurd to talk of overpopulation — i. e., the countrys incapability, by its food or other produce, to supply the means of support to its people — if the country is unceasingly and forcibly deprived of its means or capital ... the present cant of the excuse of overpopulation is adding a distressful insult to agonising injury. To talk of overpopulation at present is just as reasonable as to cut off a man’s hands and then taunt him that he was not able to maintain himself or move his hands”<sup>159</sup>.

<sup>158</sup> Zitiert bei J. C. Hearnshaw: “Democracy and Labour”. Macmillan, London 1924. S. 244.

<sup>159</sup> “Poverty and Un-British Rule in India”. Sonnenschein, London 1901. S. 216—217.

Ein einziger Blick auf die folgende Tabelle veranschaulicht deutlich, in welchem Verhältnis Indien bevölkert ist<sup>160</sup>.

Die Bevölkerung der wichtigsten Länder um das Jahr 1920.

Staat	Fläche in qkm	Ortsanwesende Bevölkerung	Volksdichte <sup>161</sup> pro qkm	Volksdichte <sup>161</sup> pro quMeile
England und Wales	151 028	37 885 242	250.85	650
Belgien	30 440	7 462 455	245.15	666
Japan	382 415	55 961 140	146.34	—
Deutschland	472 082	59 858 284	126.80	332
Frankreich	550 986	39 209 766	71.16	184
Indien	4 668 614	319 075 132	68.34	177

Es kann aber nicht bestritten werden, daß Indien als Gesamtheit eine „starke relative Übervölkerung“ hat<sup>162</sup>. Das kommt nicht daher, daß die Bevölkerung als solche zu groß ist, sondern deshalb, weil sie erstens auf die verschiedenen Gebiete sehr ungleich verteilt ist, und zweitens weil sie verhältnismäßig sehr wenige Beschäftigungsmöglichkeiten hat.

Die folgende Tabelle veranschaulicht am deutlichsten, wie ungleich die Bevölkerung verteilt ist<sup>163</sup>.

Provinz bzw. Staat	Fläche in Quadratmeilen	Ortsanwesende Bevölkerung	Volksdichte <sup>164</sup> in Quadratmeilen
Bengalen	76 843	46 695 536	610
Vereinigte Provinzen	106 295	45 375 786	427
Madras	142 260	42 318 985	297
Barote	8 127	2 120 522	261
Punjab	99 846	20 685 024	207
Mysore	39 475	5 978 892	202
Hyderabad	82 698	12 471 770	151
Zentral-Provinzen und Berar	99 876	13 912 760	139
Bombay	123 621	19 348 219	156
Birma	233 707	13 212 192	59
Baluchistan	54 228	420 648	7

In der ungleichen Verteilung der Bevölkerung liegt ein schlimmer Nachteil. „Klingt es nicht fabelhaft, daß in einem Land mit 320 Millionen Einwohnern die Nachfrage nach Fabrikarbeitern stets größer ist als das Angebot? Es ist aber Tatsache. Des Rätsels Lösung finden wir in der Volkszählung, die uns sagt, daß 99 % der Bevölkerung Landarbeiter sind“<sup>165</sup>.

<sup>160</sup> J. Conrad: „Politische Ökonomie“. IV. Teil. „Bevölkerungsstatistik“. G. Fischer, Jena 1923. S. 74—75.

<sup>161</sup> Brij Narain: „Population of India“. Lahore 1925. S. 58.

<sup>162</sup> C. Brinkmann: „Die jüngste Entwicklung des englischen Imperialismus“. (Weltwirtschaftliches Archiv. Band 22. Fischer, Jena 1925. S. 281.)

<sup>163</sup> Statistical Abstract. S. 2—6.

<sup>164</sup> Nach den amtlichen Angaben berechnet.

<sup>165</sup> Earl of Ronadshay: „Indien aus der Vogelschau“. Brockhaus, Leipzig 1925. S. 120.

Noch merkwürdiger klingt es, daß ein hauptsächlich landwirtschaftliches Volk Mangel an — Bauern aufweist! „In vielen Gegenden“, sagt Prof. Konow, „ist alles brauchbare Land schon ausgenützt, während es anderswo ausgedehnte Gebiete gibt, welche für Landwirtschaft geeignet sind, die aber unbenutzt liegen bleiben, weil es an Leuten fehlt. Das ist namentlich in Zentralindien und den Zentralprovinzen nicht selten der Fall“<sup>166</sup>.

Über ein Jahrzehnt ist vergangen, seitdem diese Worte geschrieben worden sind: dennoch hat die Bevölkerung keine günstigen Verschiebungen erfahren. Zweifellos ist es ein nachteiliger Zustand, daß die Bevölkerung so unglücklich verteilt ist.

Noch unglücklicher aber ist der Umstand, daß es in Indien nicht nur verhältnismäßig wenig Berufe gibt, sondern auch, daß die Bevölkerung noch viel ungleichmäßiger auf die verschiedenen Erwerbsarten verteilt ist.

Man kann nie genug darauf hinweisen, daß der Mangel an Berufen, d. h. die geringe Verdienstmöglichkeit, an der relativ starken Übervölkerung schuld trägt und einen der hauptsächlichsten Gründe der indischen Armut bildet.

Eine sorgfältige Betrachtung folgender Tabelle zeigt uns deutlich, wie einseitig die indische Bevölkerung verteilt ist<sup>167</sup>.

Staat	Jahr	Von 100 Beschäftigten leben von					
		Land- und Forstwirt- schaft, Fischerei u. Tierzucht	Handel und Verkehr	Industrie und Bergbau	Öffentl. Dienst und Freie Berufe	Häusliche Dienste wechselsei- der Art usw.	
Deutschland	1907	35.2	12.6	40.0	6.2	6.2	
England	1911	7.8	24.8	49.6	6.3	11.5	
V. St. v. Am.	1910	33.2	22.9	33.2	4.9	5.8	
Frankreich	1906	42.7	12.5	31.8	6.7	6.3	
Indien	1921	72.2	6.8	11.0	2.8	1.7	

Die Landwirtschaft beschäftigt nicht nur über 70 % der Gesamtbevölkerung, sondern erfährt auch den Zuzug aus anderen Berufen, deren die Menschen aus politisch-ökonomischen Ursachen verlustig gehen. Daher ist es kein Wunder, wenn Jahr für Jahr die Zahl der von der Landwirtschaft beschäftigten Menschen größer wird<sup>168</sup>.

“At the root of much of the poverty of the people of India”, bemerkte richtig die Hungersnot-Kommission schon im Jahre 1880, “and of the risks to which they are exposed in seasons of

<sup>166</sup> „Indien unter der engl. Herrschaft“. Mohr, Tübingen 1915. S. 92.

<sup>167</sup> Birj Narain: “Population of India”. Lahore 1925. S. 89.

<sup>168</sup> Im Jahre 1891 lebten 61,1 % der Bevölkerung von der Landwirtschaft. 1901 = 66,5 %, 1911 = 72,44 % und 1921 73,15 %! (Ibid. S. 78 und 85.)

scarcity lies the unfortunate circumstance that agriculture forms almost the sole occupation of the masses of the people". Und Brij Narain fügt hinzu: "But so far from diminishing, the pressure of the population on the soil has increased, while a small proportion of the people are supported by industries" <sup>169</sup>.

Welche Gefahren darin liegen, wenn eine Erwerbsart wie der Ackerbau ein Volk beherrscht, zeigt uns Friedrich List am besten. „Bei der bloßen Agrikultur“, sagt er, „besteht Willkür und Knechtschaft, Aberglauben und Unwissenheit, Mangel an Kultur-, Verkehrs- und Transportmitteln, Armut und politische Ohnmacht. Im bloßen Agrikulturstaat wird nur der geringste Teil der in der Nation liegenden geistigen und körperlichen Kräfte geweckt und zur Ausbildung gebracht, nur der geringste Teil der ihr zu Gebote stehenden Naturkräfte und Naturfonds kann benutzt, keine oder wenige Kapitale können gesammelt werden“ <sup>170</sup>.

Wort für Wort passen die trefflichen Bemerkungen Lists für die indischen Verhältnisse.

Ein bedauerlicher Umstand ist es, daß ein an relativer Übervölkerung leidendes Volk die meisten Kinder in die Welt setzt. Indien hat die größten Geburtenziffern und die höchste Sterblichkeit aufzuweisen. Der Geburtenüberschuß ist deshalb, wie die folgende Tabelle deutlich zeigt, nicht zu hoch <sup>171</sup>.

Jahr 1924

Land	Geburtsziffer pro 1000 der Bevölkerung	Sterblichkeit	Geburten- überschuß
Vereinigte Staaten von Amerika .	35.1	17.4	17.7
Deutschland . . . . .	29.8	16.2	13.6
Japan . . . . .	34.2	21.9	12.3
England und Wales . . . . .	22.0	12.0	10.0
Indien . . . . .	43.9	38.5	5.4

Wenige, aber darum um so gesündere Kinder zu zeugen, ist ein Prinzip, das in Indien am wenigsten befolgt wird; „nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf!“ <sup>172</sup>, ein Ruf, der am meisten ignoriert wird. Schuld daran sind soziale und wirtschaftliche Gründe. Die Leute sind viel zu unwissend, um irgendetwas von Eugenik zu verstehen, und viel zu arm, um ihre gesunden Kinder zu ernähren.

<sup>169</sup> Ibid. S. 86—87.

<sup>170</sup> „Das nationale System der politischen Ökonomie“. Cotta, Berlin-Stuttgart 1925. S. 127.

<sup>171</sup> Aus Wadia und Joshi: "Wealth of India". Macmillan, London 1925. S. 68.

<sup>172</sup> Friedrich Nietzsche: „Also sprach Zarathustra“. Kröner, Leipzig 1923. S. 102.

Noch ein weiterer Umstand trägt zu der unheimlichen Geburtenziffer bei. Bei den meisten indischen Völkerschaften betrachtet man die Ehe als religiöse Pflicht! Daher kommt es, daß, wie heute, „die Neigung zu frühzeitigen Heiraten doch immer die Oberhand hatte und in der Regel jeden zu diesem Schritt veranlaßte, der die geringste Möglichkeit gewährte, eine Familie zu erhalten. Die natürliche Folge davon war, daß die unteren Volksschichten außerordentlicher Armut anheimfielen und gezwungen waren, die sparsamste und kärglichste Lebensweise anzunehmen“<sup>173</sup>.

Mit meisterhaftem Blick erkannte auch Mahatma Gandhi die Schäden übergroßer Bevölkerungszahl. „Ist es recht von uns“, ruft er in seinem Schmerz, „Kinder zu zeugen in eine Umgebung, die so entwürdigend ist? Wir vermehren nur die Sklaven und Schwächlinge, wenn wir so weiter fahren, während wir hilflos krank und ausgehungert sind und bleiben. Nicht eher haben wir das Recht Nachkommenschaft hervorzubringen, als bis Indien ein freies Volk geworden ist und fähig, jeder Erschöpfung Widerstand zu leisten, sich in Zeiten der Hungersnot selber zu helfen, mit den Epidemien wie Malaria, Cholera, Influenza und anderen mehr aus eigener Kraft fertig zu werden“<sup>174</sup>.

Wenn wir auch als Nationalökonomen seine ethisch-ideellen Gründe, die zweifellos aus seiner politischen Gesinnung stammen, nicht ohne weiteres anerkennen können, so müssen wir doch mit ihm sagen, daß unter den einmal gegebenen Momenten jede weitere Bevölkerungsvermehrung für Indien eine wirtschaftliche Sünde bedeutet<sup>175</sup>.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in den letzten Jahrzehnten sich die Bevölkerung in gar keinem Verhältnis zu den Vermögensverhältnissen vermehrt hat. Der Reichtum Indiens (wenn überhaupt!) schritt langsam, sehr langsam vorwärts; die Bevölkerung dagegen ist trotz den Millionen an Hungersnöten, Epidemien und vermeidbaren Krankheiten gestorbenen Menschen seit Beginn dieses Jahrhunderts um mehr als 20 Millionen gewachsen.

Einer der bedeutendsten Gründe der indischen Volksverarmung liegt in der Tatsache, daß die Bevölkerung mit dem Volksvermögen nicht Schritt hält und auch in den letzten Jahrzehnten nie Schritt gehalten hat<sup>176</sup>. Es gilt nun, nicht nur die begangenen

<sup>173</sup> T. Robert Malthus: „Bevölkerungsgesetz“. Gustav Fischer, Jena 1905. I. Band. S. 186.

<sup>174</sup> „Jung Indien“. Rotapfel-Verlag, Zürich 1924. S. 180.

<sup>175</sup> Vgl. seinen „Im Vertrauen“ betitelten Artikel in „Jung Indien“.

<sup>176</sup> „It is of the most unfortunate aspects of the situation that very few Oriental thinkers yet realize that overpopulation is a prime cause of Oriental poverty“. (L. Stoddard: „The New World of Islam“. Chapman and Hall, London 1922. S. 264.)

Fehler der vergangenen Generationen wieder gut zu machen, sondern auch ihre Wiederholung zu vermeiden, sonderlich, da keine Möglichkeit vorhanden ist, den Überschuß an Bevölkerung in den unterbevölkerten Ländern los zu werden. Bei der Erörterung des indischen Bevölkerungsproblems also müssen wir das Moment, daß (im Gegensatz zu den europäischen Nationen) eine Auswanderungsmöglichkeit vorhanden ist, gänzlich ausschalten. Nicht nur die sogenannten Indien „neutralen“ amerikanischen Staaten, sondern auch die im britischen Reiche gelegenen Gebiete haben die indische Einwanderung praktisch unmöglich gemacht<sup>177</sup>. Den unglaublichsten Schwierigkeiten begegnen die ausgewanderten und die auswanderungslustigen Inder. Die ganze Welt ist für sie gesperrt. Ein hartes Schicksal schwebt über dem indischen Volk. Überall und am schlimmsten innerhalb der britischen Reichsgebiete und selbst in dem direkt unter dem Kolonialamt stehenden Kenya<sup>178</sup> hat man sie den denkbar schlechtesten Bedingungen unterworfen und kein Mittel unversucht gelassen, um nicht nur keine Einwanderung zuzulassen, sondern auch die schon ansässigen Inder zu vertreiben<sup>179</sup>.

Um Mißverständnissen vorzubeugen muß hinzugefügt werden, daß die indische Auswanderung nicht eine wirtschaftliche, sondern eine politische Notwendigkeit ist. Denn in wirtschaftlichem Sinne ist Indien sicherlich in der Lage, mindestens eine halbe Milliarde Bevölkerung und (was die Hauptsache ist) auf einem menschenwürdigen Niveau der Lebenshaltung, die Indien heute gewiß nicht genießt, zu erhalten. Das kann aber nicht von heute auf morgen geschehen. Viele Vorbedingungen müssen vorher erfüllt, viele schwere Hemmnisse beseitigt und viele Rechte erkämpft werden, bevor man an die Verwirklichung des Traumes glauben und den Beginn des goldenen Zeitalters erwarten darf.

Menschlichem Ermessen nach müssen Jahrzehnte vergehen, bevor die Zustände so günstig geworden sind, daß sich das Volk leisten kann, sich zu vermehren.

<sup>177</sup> Seit 1914 bis 1925 wanderten 249 587 Inder aus, dafür kamen aber zu derselben Zeit 252 248 zurück. Es kamen also 2 601 Menschen mehr zurück! (Siehe "Statistical Abstract for British India. 1914 to 1924". London 1925. S. 351.)

<sup>178</sup> Vgl. die scharfe Kritik Sir Valentine Chirols in dem Sammelband: "The Reawakening of the Orient". Herausgegeben vom Institut of Politics. Yale University Press, 1925. S. 58 f.

<sup>179</sup> Es wird uns zu weit führen, die Geschichte der indischen Auswanderung und deren systematische Unterdrückung zu beschreiben. Es sei jedoch auf den sehr interessanten, ganz kurz gefaßten "The Dominions and India" betitelten Abschnitt in Prof. Keiths "The Constitution, administration and Laws of the Empire" (Collins, London 1924) hingewiesen, in dem der Verfasser die indische Einwanderungsfrage behandelt.

Angesichts dieser Umstände gebietet es die Vernunft, daß Indien, das „unter dem dreifachen Fluch der wirtschaftlichen, sittlichen und politischen Erniedrigung“ (Gandhi) steht, mit seiner Bevölkerungsvermehrung aufhören muß. Selbst wenn die Bevölkerung zurückgeht, ist es keine Kalamität. Nicht allein die Quantität, sondern auch die Qualität der Bevölkerung ist für die Bildung des Reichtums das Maßgebende. In beiderlei Hinsicht steht es schlimm um Indien, dessen Lebensquelle von dem Krebschaden, der Armut, immer wieder getrübt wird.

---

### III. Die Ursachen der indischen Armut.

„Die Armut vernichtet ganze Städte, verbreitet entsetzliche Seuchen, ertötet die Seelen aller, die sie sehen. Es gibt Millionen armer Menschen, verworfener Menschen, schmutziger Menschen, schlecht geährter Menschen. Sie vergiften uns moralisch und physisch, sie töten das Glück der Gesellschaft“<sup>180</sup>.

Aus den Erörterungen, die wir soeben abgeschlossen haben, wird es klar geworden sein, daß die Ursachen der Armut sehr komplexer Natur sind. „Die Ursachen der Verarmung“, sagt Eugen v. Philippovich<sup>181</sup>, „liegen teils außerhalb der Person des Verarmten, teils sind sie individuell, in seiner Person begründet. Zu den ersteren gehören alle gesellschaftlichen und natürlichen Ereignisse, welche vermögenszerstörend wirken oder die Erwerbsgelegenheit einschränken: Kriege, Krisen, Arbeitslosigkeit, Elementarereignisse wie Feuersbrünste, Überschwemmungen, Vernichtung der Ernten; die individuellen Ursachen sind: Krankheit, Gebrechlichkeit, Alter, Müßiggang, Unwirtschaftlichkeit, große Kinderzahl, also Ursachen, die durch den Verarmten selbst verschuldet sind. Es ist aber nicht leicht, im einzelnen Falle diese verschiedenen Ursachen auseinander zu halten, die doch für die Behandlung der Armut und die aufzuwendenden Mittel von so großer Bedeutung sind, denn sie hängen untereinander zusammen“.

„Drei Triebe im Menschen sind“ nach Conrad-Hesse „als die hauptsächlichsten Ursachen verschuldeter Armut anzusehen: 1. die Trägheit und Sorglosigkeit, 2. die Genußsucht, und 3. der Fortpflanzungstrieb“<sup>182</sup>.

Zu diesen mehr oder weniger allgemein anerkannten Ursachen der Verarmung rechnen mit Recht Blackmar und Gillin<sup>183</sup> noch zwei andere: 1. mangelhafte Regierung (defective government) und 2. mißleitete und unangemessene Erziehung (misdirected and

<sup>180</sup> G. B. Shaw: „Komödien des Glaubens“. S. Fischer, Berlin 1919. S. 175.

<sup>181</sup> „Grundriß der politischen Ökonomie“. II. Band. 2. Teil. Mohr, Tübingen 1921. S. 231.

<sup>182</sup> „Volkswirtschaftspolitik“. Fischer, Jena 1922. S. 531.

<sup>183</sup> „Poverty: Its causes and Remedies“ in „Outlines of Sociology“. Macmillan, New York 1924. S. 487—488.

inadequate education). Auf den zweiten Punkt bezugnehmend schreibt Philippovich: „Mangel an wirtschaftlicher Voraussicht, an Selbstbeherrschung, an Sparsamkeit tragen wesentlich dazu bei, um die in den gesellschaftlichen Verhältnissen gelegenen Gründe der Verarmung wirksam zu machen, das Auftreten der Armut in großen Schichten der Bevölkerung, die Massenarmut, der Pauperismus, gehen nicht bloß auf Mängel der Produktions-Organisation, sondern auch auf Mangel an Bildung und Vorsicht der Arbeiter zurück“<sup>184</sup>.

Mit der bloßen Aufzählung der Ursachen der Armut ist ihr Problem noch lange nicht gelöst. Eine schwierig zu beantwortende Frage nach den Ursachen der Armut überhaupt ist die oft gestellte Behauptung, daß die Armut selbst eine der größten Ursachen der Armut ist<sup>185</sup>. Ohne Zweifel sind genug Anzeichen vorhanden, die eine solche Annahme zum Teil berechtigen. Aber nur zum Teil; denn die Armut ist doch nicht eine von selbst entstehende Erscheinung. Nehmen wir an, daß durch irgendein Zauberwort alle jetzt vorhandene Armut ausgemerzt wäre. Wir werden trotzdem erleben (vorausgesetzt, daß die Organisation der Gesellschaft sich nicht verändert und der menschliche Charakter, wie wahrscheinlich, derselbe bleibt), daß bevor viele Jahre vergangen sind, fast, wenn nicht ebenso große Armut entstanden sein würde. Dies muß notwendigerweise geschehen, weil solche Faktoren wie Arbeitslosigkeit, Krankheit, Unfall, Bevölkerungsvermehrung doch da sein werden, um es zu verursachen, daß die Armut erneut auftaucht. Ist sie einmal entstanden, so wird sie sich mit rasender Schnelle vermehren.

Außer ihr selbst hat also die Armut viele andere Ursachen, deren wichtigste im Anfang dieses Kapitels genannt worden sind<sup>186</sup>.

Wenn wir die allgemeinen Ursachen der Armut auf die indischen Verhältnisse anzuwenden versuchen, dann wird uns klar, daß, von Kriegen und Krisen abgesehen, alle verarmenden Umstände eine außerordentliche Rolle spielen, so daß Indien mehr wie irgendein anderes Land unter der Armut zu leiden hat.

Von den ganz wilden, in hoffnungsloser Barbarei lebenden Naturvölkern (die im eigentlichen Sinne kein „Volk“ oder eine

<sup>184</sup> Volkswirtschaftspolitik“. II. Teil. Mohr, Tübingen 1921. S. 231.

<sup>185</sup> „A new theory is now emerging, namely, that ... poverty is itself one of the most potent causes of poverty“. (L. Brandt in einem Artikel in „Political Science Quarterly“. New York etc. 1908. S. 647.)

<sup>186</sup> Eine unheimlich große Anzahl der Ursachen der Armut hat ein Ire namens McCarthy in dem 1908 bei Gill & Sohn, Dublin, erschienenen Buch über „The Causes of Poverty“ (S. 70—77) zusammengestellt. Bedauerlicherweise geht eine nicht der Wirklichkeit entsprechende Anschauung aus dem Buch hervor, dessen Wert durch die utopischen Ansichten des Verfassers herabgemindert wird.

„Nation“ oder gar einen „Staat“ darstellen) gibt es kein Volk auf Erden, das ärmer und mittelloser wäre als das indische. Nirgends auf der Welt gibt es soviel unterernährte Menschen, soviel schreckliche Epidemien, soviel furchtbare Hungersnöte, soviel vermeidbare Krankheiten und soviel vergeudete Menschenleben wie in Indien.

Alle diejenigen Umstände, die irgendwie dazu beitragen, die Armut Indiens zu vergrößern, haben wir in dem letzten Kapitel beschrieben. Nun bleibt die Frage offen: wie ist die Armut überhaupt entstanden? Was sind die Keime, aus denen die Armut immer wieder von neuem entsteht?

Wir werden sehen, daß von den drei — von Conrad-Hesse — angegebenen Urgründen der Armut, 1. Trägheit und Sorglosigkeit und 2. der Fortpflanzungstrieb für Indien am schlimmsten sind. Genüßsucht kann meiner Ansicht nach nicht als Ursache für die Armut eines Volkes betrachtet werden, bei dem die Weltenflucht und die Sehnsucht nach dem Jenseits eine leider allzu große Rolle spielt<sup>187</sup>. Anstatt der Genüßsucht müssen wir aber die von Blackmar und Gillin vertretene Ursache — defective government — für Indien besonders in Betracht ziehen.

Zu einem Resultat werden wir also am besten gelangen, wenn wir die sozialen und politischen Faktoren in Indien, welche das ökonomische Leben Indiens zerstören, besprochen haben. Zu den ersteren gehören 1. Familiensystem, 2. Kastenwesen und 3. die Volkssitten und Gebräuche; zu den letzteren 1. die Vernichtung der indischen Heimindustrie, 2. das Steuersystem und 3. der Mißbrauch des indischen Geldes.

### a) Soziale Ursachen der indischen Armut.

“The moral and social reformation of India, as of every other country, if it is to be effective, must result from the action of internal forces”<sup>188</sup>.

Nichts ist in Indien einer gründlicheren Erneuerung bedürftig und nichts bietet einen hartnäckigeren Widerstand für die Verwirklichung einer solchen, als das soziale Leben des Volkes. Überall, wo man hinschaut, erblickt man Hemmungen schlimmster Art. Weit und breit herrschen Ansichten, die nicht nur im auffallenden

<sup>187</sup> „Für den Hindu ist diese Welt nur Leiden. Man trachtet diesem Dasein zu entrinnen, anstatt es zu verlängern. Der auf dem Hindu lastende Alpdruck heißt nicht Tod, sondern unerbittliche Wiederbelebung. Der bù-Bende Djain erblickt im Gelächter eine Sünde“. (Earl of Ronaldshay: „Indien aus der Vogelschau“, Brockhaus, Leipzig 1925, S. 24.)

<sup>188</sup> Sir Henry Cotton: „New India“. Trübner, London 1904. S. 216.

Gegensatz zu den ökonomischen Interessen stehen, sondern auch politisch und kulturell Indiens Ansehen im höchsten Maße schädigen.

Nirgends auf der Welt haben menschliche Gebräuche und Einrichtungen eine solche gewaltige Macht wie in Indien. Dem indischen Familievater erscheinen sie genau so unabänderlich und ewig, wie die Bewegungen am Himmel dem europäischen Astronomen ewig und unabänderlich erscheinen. Dem Nichtkenner der indischen Verhältnisse mag dieser Vergleich ein wenig übertrieben klingen, aber es entspricht vollkommen den Tatsachen. Es kommt bisweilen vor, daß diese oder jene Gruppe oder auch einzelne Individuen sich ihrer alten Weise zu entledigen trachten, aber sie bleiben doch an der alten Anschauung kleben.

Dasselbe meint Lord Meston, wenn er sagt: "Hindu gentleman it is true... may sit down at table together but they will never dream to intermarry, and among the great mass of the people the sharing of the meal with a man of another caste is still regarded as a grave impurity. Equally terrible would it be for a wife to share a meal with her husband! The removal of the shackles of the caste and the emancipation of woman are two of the thorniest social reforms that lie ahead of the new India" <sup>189</sup>.

Es ist z. B. eine immer wieder gemachte Erfahrung, daß diejenigen Inder, welche jahrelang in fremden Ländern gelebt haben, nach der Rückkehr in ihre Heimat die alten Heiratssitten befolgen und auch sonst sich der alten „Ordnung“ fügen.

Niemand kümmert sich um das, was die Religion wirklich sagt, behauptet oder befiehlt: man ist nur gespannt auf das Ja oder Nein der Gesellschaft. Besser als Religionsvorschriften und Staatsgesetze sind die gesellschaftlichen Gebote. Man will eher die ersten ignorieren, die zweiten verachten, als die letzteren bekämpfen oder auch verdammen. Will man etwas beseitigt sehen, so muß man das Verbot durch die Gesellschaft bewilligen lassen; denn "the only effective punishment is ostracism by one's fellows; or as", Prof. Scott says, "the disapproval and repression of the group one feels one belongs to. Nothing else is (effective) punishment. Anyother punishment may be turned into the glory of martyrdom; this cannot. Real social loss: is loss of caste with one's cherished comrade" <sup>190</sup>. Will man in Indien soziale Sitten ändern, so muß man zuerst die Gesellschaft ändern, denn „wenn

<sup>189</sup> "India" in Hugh Gunn's Sammelwerk: "The British Empire: A. Survey". Collins, London 1924. Band I. S. 190—191.

<sup>190</sup> G. W. Fiske: "Boy Life and Self Government". Association. Press, New York 1920. S. 216.

es auch wahr sein mag, was Buckle in seinem großen Werk zu beweisen sucht, daß das Wissen und nur das Wissen die Völker und Menschheit bessert, so muß es doch immer früher die Masse oder wenigstens die Gruppe gebessert haben, und erst die Gruppe veredelt das Individuum“<sup>191</sup>.

“When the Apache youth returns from Hampton, the Hindu back from Eton, or the Chinaman home from Yale and reverts to ancestral ways, everybody cries ‘Race’! But why ignore the force of early impressions? If we had caught them as sucklings instead of as adolescents, perhaps there would be no reversion. Why should we expect a few years of schooling to bleach those who have been steeped until their teens in a special environment and culture?”<sup>192</sup> Dies ist unzweifelhaft richtig. Der wirkliche Gott, soweit man darunter nicht den Schöpfer, sondern den Herrscher, den Befehlenden und den am meisten Gehorchten versteht, ist weder die Religion (die man hat), noch die Staatsordnung (in der man lebt), sondern einzige und allein die Gesellschaft oder lieber die Gesellschaftsschicht (der man angehört). In diesem Sinne hat Durkheim gesagt, daß „die Gottheit nichts anderes ist als die Personifizierung der Macht der Gesellschaft“<sup>193</sup>.

Wie die astronomischen Körper sich nur in einer bestimmten Bahn bewegen und in der Regel nie aus der Bahn herausgerissen werden können, so steht es mit den Indern, deren Kreis und Bahn sozusagen von der sozialen Weltordnung bestimmt wird.

Dieses feste Beharren beim Alten wäre vorteilhaft gewesen, wenn das Alte auch für die jetzige Zeit das Passendste wäre. Das ist aber nicht der Fall: das kann nicht der Fall sein. Ein „ewiges“ wirtschaftliches Rezept gibt es nicht. Eine Medizin für alle und immer hat noch nie existiert. Deshalb können die aus der Natur der Umstände notwendigen, vor Jahrtausenden entstandenen sozialen Einrichtungen für unsere Zeit nicht vorteilhaft sein. Diesem Umstand hat aber Indien nie Rechnung getragen.

Sünden gegen die soziale Natur bleiben aber nie unbestraft; darum bekam Indien die schlimmste soziale Krankheit, die Armut, eine von deren Ursachen, wie wir gleich sehen werden, das indische Familiensystem bildet.

<sup>191</sup> L. Gruplowicz: „Grundriß der Soziologie“. Wagner, Innsbruck 1926. S. 175.

<sup>192</sup> E. A. Ross: “Foundations of Sociology”. Macmillan, New York 1920. S. 310.

<sup>193</sup> Vgl.: „Soziologische Lesestücke“. Braun, Karlsruhe 1926. Bd. III. S. 74.

### 1. Das indische Familiensystem.

In Indien bildet das Familiensystem<sup>194</sup> eine Regel und das individualistische eine Ausnahme. Der Begriff der Familie ist weiter gefaßt als in Europa. Die nahen und entfernten Verwandten bilden eine Familieneinheit oder Familiengruppe und leben zusammen. Die Familie also besteht gewöhnlich aus Mann und Frau, ihren Söhnen und Töchtern und allen denen, die man in Europa unter dem Begriff der „lieben Verwandtschaft“ denkt.

Was die indische Familie besonders kennzeichnet ist der Umstand, daß das im Familienbesitz befindliche Eigentum nicht einem Individuum, sondern der ganzen Familie gehört und von dem ältesten männlichen Gliede verwaltet wird. Weit und breit herrscht also das patriarchalische System.

Die Familienmitglieder sind sich dessen bewußt, daß sie, soweit die Familienverhältnisse es gestatten, stets versorgt sein werden. Dasselbe Gefühl hegen sie für die Kinder, die sie in die Welt zu setzen belieben ohne sich vorher um ihr Schicksal gekümmert zu haben. Denn (wie sie es auffassen) ist nicht der Familienbesitz dazu da, um sie wenigstens das Dasein sorglos genießen zu lassen? Der Mann braucht nicht vor der Heirat ein von der gemeinsamen Familienkasse unabhängiges Einkommen zu haben, welches seine Frau und Kinder am Leben erhalten würde.

Solches System des gemeinsamen Familienlebens, welches überall in Indien verbreitet ist, unterstützt den angeborenen, vom indischen Klima begünstigten Menscheninstinkt zur Faulheit und leitet zu dem ebenfalls natürlichen Trieb (Sorglosigkeit!), sich und die Kinder auf Kosten der Gemeinschaft zu erhalten. Auf diese Weise wird der wirtschaftliche Fortschritt unmöglich gemacht. Die männlichen Glieder der Familie verlieren den Sinn der Verantwortung; und indem sie ruhig zu Hause sitzen und gar nichts arbeiten, gebären ihre Frauen ein Kind nach dem andern, die, so wie ihre Eltern, an dem gemeinsamen Besitz Anteil haben.

Es ist selbstverständlich, daß unter solchen Umständen eines Tages der Besitz nicht mehr ausreichen wird, alle Mitglieder auf demselben Niveau der Lebenshaltung zu erhalten. Mit andern Worten können wir also sagen, daß, wenn der gemeinschaftliche Besitz derselbe bleibt (wie es ja meistenteils der Fall ist), mit jedem neugeborenen Kind die Lebenshaltung der Familie niedriger wird, so daß früher oder später die Familie vom Reichtum zum Wohlstand, vom Wohlstand zur Hilfsbedürftigkeit, von der Hilfsbedürftigkeit zur Armut herabsinkt und letzten Endes von Ar-

<sup>194</sup> Vgl. P. Banerjea: "A study of Indian Economics". (Macmillan, London 1921. S. 45—49), und den Abschnitt über „Familiensystem“ in Prof. Sarkars "Economics of British India". Longmans, London 1917.

mut ins Elend gestürzt wird. Es ist also ein stetiges Sinken in den wirtschaftlichen Abgrund, welches das indische gemeinsame Familiensystem verursacht: einfach deshalb, weil durch das Bewußtsein, daß jeder gleich „versorgt“ sein wird, der Stachel zur Arbeit, das eiserne Muß fehlt, weshalb die latenten Kräfte nicht geweckt und der Mensch zur Betätigung nicht gezwungen wird.

Millionen Familien sind in dieser schrecklichen Weise zugrunde gegangen und Millionen schweben in der Gefahr, von den grausamen Einrichtungen dieses Familienlebens vernichtet zu werden. Das Heim, einst die Stätte, in der Menschen Erholung, Zerstreuung und Zufriedenheit fanden, hohe Ideale und edle Eigenschaften empfingen, ist zur Quelle endloser Sorgen und grauenvoller Qualen geworden, die in den hoffnungslosen wirtschaftlichen Umständen ihre natürliche Nahrung finden.

Das Gezänke der älteren weiblichen Mitglieder, die Streitigkeiten zwischen den jungen Frauen, die Meinungsverschiedenheiten zwischen den männlichen Mitgliedern der Familie stiftten Unheil und Unzufriedenheit, ewigen Unfrieden und soziale Zerwürfnis: sie vereiteln die energievollen Bestrebungen der Fleibigen und Intellektuellen.

Ländereien, die sich im Gemeinbesitz der Familie befinden, können wegen der Meinungsverschiedenheit oft nicht gebessert werden. Außerdem ist der natürliche Instinkt zu berücksichtigen, daß niemand bereitwillig sich abhetzt, wenn er weiß, daß seine Bestrebungen ihm genau soviel Vorteile bringen würden, wie den anderen Mitgliedern, die, anstatt ihm behilflich zu sein, ein faules Leben führen und ihm nicht einmal die gebührende Anerkennung seiner Handlungen zubilligen. Wird er nicht von der Undankbarkeit seiner Mitmenschen enttäuscht sich zurückziehen, die Ländereien ihrem Schicksal überlassend?

Oft (besonders unter den mohammedanischen Familien) kommt es dazu, daß die „harmlosen“ Meinungsverschiedenheiten vor Gericht ihren Abschluß finden und die langen Jahre, in denen der Prozeß geführt wird, verschlingen ungeheure Summen Geldes. Das natürliche Resultat ist, daß die einst so wohlhabende Familie der Armut zum Opfer fällt und zerstückelt und zugrunde gerichtet ihr kümmerliches Schattendasein fristet und sich nur solange über Wasser hält, wie das gemeinsame Besitztum ausreicht, sie irgendwie zusammenzuhalten. Der unvermeidliche Zeitpunkt kommt aber doch und die innerlich zerteilte Familie wird sozusagen mit einem Schlag in tausend Stücke gesprengt.

Die Übel der Vererbungsgesetze, die vorschreiben, daß das Vermögen der Familie gehört, tragen das Ihrige dazu bei, um einen unheilvollen Einfluß auszuüben, der auch die Armut vergrößert. Kraft jahrtausendelanger Tradition, die schon längst die Form des auch von der Regierung anerkannten Gesetzes an-

genommen hat, ist kein Raum vorhanden, ein Vermächtnis zu machen, d. h. das älteste Familienglied, welches den gemeinsamen Familienbesitz verwaltet, hat nicht das Recht, einem einzigen das Familienbesitztum zu hinterlassen. Grundsätzlich erbt ein jeder, der der Familie angehört. Dieses Vererbungsgesetz übt einen verderblichen Einfluß aus. Wenn nämlich der Zeitpunkt kommt, daß die Familie (sei es durch den Tod des Vermögensverwalters, der kraft seiner Persönlichkeit die Familie zusammenzuhalten vermochte, oder infolge innerer unüberbrückbarer Zwistigkeiten) nicht zusammengehalten werden kann, dann wird der Familienbesitz je nach den Vorschriften der Sekte, zu der die betreffende Familie gehört, unter allen Mitgliedern ziemlich gleichmäßig verteilt<sup>195</sup>.

Da das Besitztum der indischen Familie meistenteils aus Land besteht, handelt es sich bei solchen Verteilungen natürlich stets um Land. Man stelle sich vor, daß seit Jahrhunderten dieses Verteilungsgesetz besteht. Kann man sich wundern, wenn man erfährt, daß heute in Indien weit und breit Parzellenbetrieb herrscht? Das schlimmste ist, daß die Zerstückelung des Bodens unaufhörlich weiter geht.

Außer dem Land ist das sonstige Vermögen so gering, daß es nach der Verteilung gar nicht ausreicht, um für das notwendige Betriebskapital zu sorgen, geschweige denn, um landwirtschaftliche Geräte zu kaufen oder gar Meliorationen vorzunehmen.

Wir können aber keineswegs glattweg leugnen, daß das indische Gemeinschaftsleben überhaupt keine Vorzüge hat. Daß das Familiensystem sowohl auf die gleiche Behandlung der durch Alter, Unfall oder Krankheit arbeitsunfähigen Mitglieder als auf eine rücksichtsvolle Behandlung gegenüber den Kindern Einfluß ausübt, also, modern ausgedrückt, Alter-, Unfall- und Krankenversicherung geschaffen und Beschränkung bzw. Verbot der Kinderarbeit durchgeführt hat, kann nicht bestritten werden; aber die guten Einflüsse des indischen Familiensystems werden von dessen Apologeten sehr überschätzt<sup>196</sup>.

Wir dürfen also ruhig behaupten, daß, im ganzen genommen, das indische Familienleben sehr viele wesentliche Nachteile und

<sup>195</sup> Die Teilung des Bodens findet statt, wenn irgendein (erwachsenes) Mitglied der Familie seinen Teil am Familienbesitz für sich haben will. Selbstverständlich, wenn die übrigen Familienglieder nicht auseinander gehen wollen, bleibt der Boden, nachdem dem ausscheidenden Mitglied sein Anteil gegeben ist, weiter im Familienbesitz. Die Teilung kann also auf Antrag des Familienhauptes oder eines seiner Mitglieder erfolgen.

<sup>196</sup> Vgl. die Darstellung, die z. B. Radhakamal Mukerjee in den "Principles of comparative Economics" gibt. (King & Son, London 1922, Band II, S. 15—31, 103—110 und 274—275.) Selbst wenn man die Darstellung flüchtig betrachtet, wird man den Eindruck gewinnen, daß das indische Familienleben allzu verschönert ist.

nur einige ganz nebensächliche Vorteile hat. Der größte seiner Nachteile, sei es wiederholt, ist der, daß das Familiensystem Indiens eine der größten Ursachen der indischen Armut bildet.

## 2. Das Kastenwesen Indiens.

„Jede Gesellschaft, die leben will, muß sich reformieren, anstatt sich von sogenannten natürlichen Gesetzen regieren zu lassen, die nichts weiter sind als Instinkte, die gezähmt werden müssen“. — Charles Gide<sup>197</sup>.

„Von allem, was ich in Indien gesehen habe, haben mir die Kastenvorschriften der Inder am verächtlichsten erschienen<sup>198</sup>.

Die indische Bevölkerung besteht aus mehreren Klassen, von denen jede ihre streng einzuhaltenden Regeln hat und eine in sich geschlossene Einheit darstellt, die von der übrigen sozialen Welt fast vollständig abgetrennt ist. Den Angehörigen einer Kaste ist es verboten, soziale Beziehungen mit denen anderer Kasten aufrecht zu erhalten. Es ist demnach natürlich verboten, daß Ehen zwischen Angehörigen zweier Kasten geschlossen werden. Die Kasteneinteilung ist in Indien so weit übertrieben, daß sie heute nicht nur im sozialen Sinne im höchsten Maße lästig ist, sondern auch in wirtschaftlicher Hinsicht ihre nachteiligen Einflüsse schon seit Jahrhunderten ausübt.

Man stelle sich vor, was es bedeutet, wenn die Bevölkerung (die sich ja in jedem Lande in Stände gliedert) aus Geburtsständen besteht. Sie schließen sich scharf gegeneinander ab, so daß weder eine Vermischung noch ein Übergang aus dem einen in den anderen gestattet ist. Wenn auch diese Tatsache im Interesse der Rassenreinheit vorteilhaft ist, so ist sie insofern sehr schädlich, weil sie es nicht ermöglicht, daß ein Beruf einen Zugang aus anderen Berufen erfährt und hierdurch neues Blut, auch aus anderen Kreisen, hineinkommt.

Die Übel des Kastenwesens treten um so schädlicher hervor, je strenger seine stupiden Regeln in sinnlosen Gebräuchen befolgt werden. Beispielsweise gibt es ein im sozialen Sinne höchst erniedrigendes Gebot der sogenannten „Unberührbarkeit“: d. h. die Brahmanen fühlen sich „verunreinigt“, wenn sie einen aus der niedrigsten Klasse stammenden, den Paria, berühren oder von ihm berührt werden. Unter den „Unberührbaren“ in Südirland, wo der klaffende Riß zwischen Hochklassigen und den Parias am

<sup>197</sup> Gide und Rist: „Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen“. Fischer, Jena 1921. S. 534.

<sup>198</sup> Otto Mayer: „Zwanzig Jahre an indischen Fürstenhöfen“. Deutsche Buchwerkstätten, Dresden 1922. S. 141.

deutlichsten zu beobachten ist, „gibt es Leute, die den Brahmanen besudeln, wenn sie ihm näher als auf 20 Meter kommen. Sie dürfen das Wohnviertel der oberen Kasten nicht betreten und müssen sich von der Heerstraße drücken, wenn ihnen ein Brahmane entgegen kommt“<sup>199</sup>. Die Sünde der Unberührbarkeit bildet, um einen Ausdruck von Mahatma Gandhi zu gebrauchen, den Schandflecken der indischen Gesellschaft. Man kann nur hinzufügen, daß sie (die soziale Ungerechtigkeit gegenüber den Parias) auch den Urgrund aller indischen Klassenkämpfe bildet, die natürlich die Armut des Volkes vergrößern.

Die Einflüsse, welche von dem Kastenwesen überall in Indien ausgeübt werden, setzen das Niveau der Gesellschaft herab, entwickeln die Keime der gesellschaftlichen Entartung und erleichtern die Verbreitung der indischen Volksverarmung.

Es ist nur dem Kastenwesen in erster Linie zuzuschreiben, daß der indische Arbeiter so immobil ist. Es ist ihm kraft jahrhundertelanger Tradition unmöglich gemacht worden, sich, den neugeschaffenen Verhältnissen anpassend, einen neuen Beruf zu wählen oder sogar in seinem eigenen Beruf auffallende, mit dem allgemeinen Kastengeist unverträgliche Neuerungen, vorzunehmen, die ihm wirtschaftlich von Nutzen sein könnten. Durch das Kastenwesen kommt es wiederum, daß dem Aufkommen der neuen jungen indischen Industrie, die sowieso mit ungeheuren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, künstliche Hindernisse insofern in den Weg gelegt werden, als stets Mangel an gelernten und manchmal sogar an ungelernten Arbeitskräften herrscht!<sup>200</sup> Das erklärt sich einfach aus dem Grund, daß jedermann gezwungen ist, den Beruf zu verfolgen, der von seiner Kaste ausgeübt wird. Er darf unter keinen Umständen die Arbeit einer niedrigen (nicht einmal einer höheren) Kaste verrichten, selbst wenn er in der Lage wäre, es zu tun oder selbst wenn die andere Tätigkeit ihm größeren wirtschaftlichen Nutzen bringen sollte. Auch wenn jemand einen inneren Drang nach einer anderen Beschäftigung in sich empfindet, auch wenn jemand einen unauslöschenbaren Ekel gegen den von der eigenen Kaste ausgeübten Beruf hat, muß er gezwungenerweise sein innerliches Glück und wirtschaftlichen Wohlstand (den er sicherlich gehabt hätte, wenn er seine Fähigkeiten ausnützen könnte) dem grausamen Altar des Kastengeistes opfern und dadurch seine inneren Fähigkeiten und angeborene Veranlagung ersticken lassen.

<sup>199</sup> Earl of Ronaldshay: „Indien aus der Vogelschau“. Brockhaus, Leipzig 1925. S. 151.

<sup>200</sup> Vgl. S. 76 dieser Arbeit.

Die Kaste also verbietet ihren Anhängern, ihre wirtschaftliche Lage durch Berufswchsel zu verbessern, und sie sind zu schwach, zu konservativ und zu degeneriert, um dem Kastengeist zu trotzen und sich von seinen Fesseln loszumachen.

Das indische Kastenwesen hat Indien nicht nur in wirtschaftlicher Hinsicht geschadet, sondern auch sein Ansehen bei den kultivierten Völkern tief genug erniedrigt<sup>201</sup>. Welcher gebildete Inder wird nicht rot vor Scham, wenn er in Büchern, die für Reisende bestimmt sind, liest: „Die Schuhmacher, Gerber, Schneider, Töpfer, Gärtner, Wäscher, Barbiere usw. leben alle in einer Welt für sich. Diese zersetzende Bewegung ist nicht einmal zum Abschluß gekommen, sondern macht noch beständig weitere Fortschritte; denn jede Arbeitsteilung bedeutet das Entstehen einer neuen Kaste, ja, oft genug wird eine solche durch eine kleine Abweichung von dem herkömmlichen Verfahren bei der Ausübung eines Handwerks ins Leben gerufen. In Cuttak, der südlichsten Landschaft von Bengal, heiraten z. B. die Töpfer, die ihre Scheibe sitzend drehen und kleine Töpfe anfertigen, nicht mit denen, welche die Scheibe stehend drehen und große Töpfe machen. In einem anderen Teile Indiens sind zwischen denjenigen Fischern, die bei der Herstellung der Netze die Maschen von rechts nach links arbeiten, und denen, die dies von links nach rechts tun, Ehen verboten“<sup>202</sup>. Wirkt das nicht lächerlich und dem Europäer im höchsten Maße unverständlich?

In seinem berühmten Buch über „Die Natur und Ursachen des Völkerreichtums“ weist Adam Smith nach, wie die Einteilung der Arbeit zum Wohlstand der Gesellschaft, der Nation, ja, selbst der Menschheit beiträgt. Unermüdlich ist er, uns den Wert des Arbeitsteilungsprinzips zu zeigen, welches seiner Meinung nach eine der hauptsächlichsten Ursachen des Völkerreichtums bildet.

Angesichts dieser Tatsache müßte es in Indien ein ökonomisches Ideal geben, da dort das Kastenwesen herrscht, welches ja eigentlich auf dem Prinzip der Arbeitsteilung beruht. Zweifellos wäre das Kastenwesen eine kolossale Stütze der indischen Wirtschaft gewesen, wenn es nicht in Wirklichkeit die schlimmste Korruption des Arbeitsteilungsprinzips wäre.

Wenn auch die Schäden des Kastenwesens unermeßlich groß sind, kann es doch nicht verkannt werden, daß es auch einige

<sup>201</sup> Vgl. eine Reihe von Artikeln über dieses und ähnliche Themen von Mahatma Gandhi, beispielsweise die folgenden Artikel in „Jung Indien“: 1. „Erniedrigte“ Klassen, 2. Die Kasten, und vor allem 3. Die Sünde der Unberührbarkeit. (Rotapfel, Zürich 1924.)

<sup>202</sup> Richard Garbe in einem „Zur indischen Volkskunde“ betitelten Beitrag zu Baedekers „Indien“. Leipzig 1914. S. XLV.

Vorteile hat, die aber praktisch kaum eine Rolle spielen<sup>203</sup>. In erster Linie hat es z. B. die Ausübung ein und derselben Tätigkeit von Generation zu Generation ermöglicht, wodurch man eine außerordentlich hohe Geschicklichkeit erlangt hat. Durch das Kastenwesen sollen auch die Mitglieder vor Lohnunterbietung, unlauterem Wettbewerb und Verarmung beschützt sein. Betrachtet man die Sache mikroskopisch, so wird man vielleicht auch andere Vorteile finden können. Die Tatsache aber kann dadurch nicht geleugnet werden, daß, im Vergleich zu den Schäden, die Vorteile geringfügig sind, so daß das Kastenwesen Indiens unbedingt eine Quelle der indischen Volksverarmung bildet. „Indien“, sagt Mahatma Gandhi, „hat nicht nur das übliche Maß an Krankheit, Hunger und Armut zu tragen, es leidet unter dem dreifachen Fluch der wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Erniedrigung“<sup>204</sup>.

### 3. Volkssitten und Gebräuche.

„Die Macht der Sitte und Tradition, die Bedeutung der überlieferten Vorstellungen für den Einzelnen kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden.“ Alfred Vierkandt<sup>205</sup>.

Daß auch die Sitten und Gebräuche der indischen Völkerschaften zu den Ursachen der indischen Armut gehören, wird wohl einem im allerersten Augenblick ein wenig verwundern. Es ist aber eine Tatsache, daß die Verfallserscheinungen der indischen sozialen Welt sich immer deutlicher bemerkbar machen und daß sie eine große Gefahr für die Grundlagen der indischen Wirtschaft bilden. Erschöpfung des Bodens, Unterjochung und Unzufriedenheit der Menschen sind die offensichtlichen Ursachen der gesellschaftlichen Entartung, die unvermeidlich die ökonomische Verderbnis im Gefolge hat.

Keine geringe Anzahl von Sitten und Gebräuchen gibt es, welche das ökonomische Leben des indischen Volkes nachteilig beeinflussen und dadurch die Armut vermehren. Es sind dies vor allem a) Heiratssitte, b) Verbot der Witwenverheiratung, und c) Purdahsystem. Neben diesen gibt es andere (die hauptsächlich die Begleiterscheinungen eines tiefen Niveaus der Lebenshaltung

<sup>203</sup> Wiederum ist es Radha Kamal Mukerjee, der die Sache der Inder verteidigt. Sowohl in seinen 1916 bei Longman erschienenen „Foundations of Indian Economics“ (S. 33—46), wie später in seinen „Principles of comparative Economics“ (Band II. S. 123 f.) verherrlicht er das Kastenwesen und überschätzt vielfach die von den Kasten ausgeübten, guten Einflüsse.

<sup>204</sup> Zitiert bei Fülop-Miller: „Lenin und Gandhi“. Amalthea-Verlag, Zürich 1927. S. 188.

<sup>205</sup> „Gesellschaftslehre“. Berlin 1922. S. 414.

sind<sup>206</sup>), die sich schwer einzeln behandeln lassen. Wir werden sie deshalb im Laufe der Ausführung an der passenden Stelle erwähnen.

### a) Frühe Heirat.

Sowohl bei den Hindus wie bei den Mohammedanern besteht die Sitte der frühen Heirat, die in höchstem Maß für den ökonomischen Fortschritt schädlich ist<sup>207</sup>. Man wird in Indien so früh verheiratet, daß die Europäer mit vollem Recht den Ausdruck „Kinderheirat“ geprägt haben, um die Tragweite dieser Sitte im richtigen Sinne zu kennzeichnen. Biologisch betrachtet verschlechtert sich dieser Sitte wegen die Rasse von Generation zu Generation, weil durch die zu frühe Eheschließung nicht nur die Gesundheit der Verheirateten, sondern auch, was noch viel verderblicher ist, die Zahl der Schwächlinge ständig größer wird. Mit jeder neuen Generation also wird die physische Kraft der indischen Nation immer geringer und geringer.

So unglaublich auch die Tatsache erscheinen mag, es ist aber eine Wahrheit, daß die überwältigende Anzahl von Indern und Inderinnen verheiratet werden, bevor sie erwachsen und ein eheliches Leben zu führen genötigt sind, wo sie nichts vom ehelichen Leben wissen und die ersten Jahre der Jugend in gesundem Genuß des irdischen Lebens verbringen sollten. „Im alten Indien konnten sich die Mädchen ihren Gatten wählen. Aber heute verfügen die Eltern nicht bloß über die Hand ihrer Töchter, sondern verheiraten sie auch noch so jung, daß es in Britisch-Indien allein annähernd zehn Millionen Ehefrauen unter sechzehn Jahren gibt, von denen eine drittel Million bereits verwitwet ist! Diese verderbliche Sitte der Kinderehen, welche die Schuld trägt, daß ein Viertel der Frauen vorzeitig stirbt und ein zweites Viertel auf Lebenszeit krank gemacht wird, entwickelte sich aus den übertriebenen Keuschheitsvorstellungen der Brahmanen. Diese

<sup>206</sup> Für Einzelheiten siehe Otto Mayer: „Zwanzig Jahre an indischen Fürstenhöfen“. Deutsche Buchwerkstätten, 1922. S. 124 f., 183 f., und Hans Zache: „Mit dem Kronprinzen durch Indien“. Süd-West-Verlag, Hamburg 1913. S. 296—299.

<sup>207</sup> Über die Gründe, die zu der Entstehung dieser Sitte beigetragen haben, herrscht tiefste Unklarheit. Der neuerdings von E. A. Roß in einem sonst hervorragenden Aufsatz angegebene Grund (vgl. „Soziologische Beobachtungen in Indien“ im „Jahrbuch für Soziologie“, Braun, Karlsruhe 1927, III. Band, S. 283) ist vollkommen irrig. Bedeutende deutsche Orientalisten, wie die Professoren Eugen Mittwoch, Horovitch und Hartmann, haben freundlicherweise auf meine schriftliche Anfrage geantwortet, woraus zu schließen ist, daß Roß nicht im Recht ist. Prof. Dr. R. Hartmann z. B. schreibt: „Ich halte es für sehr unwahrscheinlich, daß E. A. Roß für die These, so wie er sie formuliert, einen Beweis bringen könnte“. Leider können wir in diese Kontroverse nicht näher eingehen, weil eine Erörterung derselben uns zuviel von unserer Arbeit ablenken würde.

glauben, kein Weib sei keusch, das vor der Ehe schon je Liebe für einen anderen empfunden hätte!“<sup>208</sup>

Es ist durchaus keine Seltenheit, daß man in Indien mit 5 oder 6 Jahren verheiratet wird. Ja es gibt Familien, in denen die Kinder schon einige Wochen nach der Geburt verheiratet werden. Bei der großen Sterblichkeit der Kinder ist es natürlich kein Wunder zu erfahren, daß es dort über 117 000 Witwen unter 5 (fünf) Jahren gibt. Erschreckend groß ist die Zahl der unter 20 Jahren alten Witwen; sie beträgt fast eine ganze Million<sup>209</sup>.

### b) Verbot der Witwenwiederverheiratung.

Trotz der großen Zahl der Witwen erlaubt die nicht nur an sich grausame, sondern auch volkswirtschaftlich höchst nachteilige Sitte, daß die Witwen sich nicht wieder verheiraten dürfen. Was soll nun aus ihnen werden? Mädchen, die als Ehefrauen ein ganz anständiges Leben geführt hätten und ein nützliches Glied der Gesellschaft geworden wären, fallen entweder dem schauerlichen Dirnenwesen zum Opfer oder dem nächsten besten barmherzigen Verwandten zu Last und führen als Ausgestoßene ein trauriges Schattendasein in einem Weltteil, der unter dem Fluch indischer Gesinnung leidet. Nichts vermag das schwere Los indischer Witwen zu beschreiben, sonderlich da sie wegen der allgemeinen Beschäftigungslosigkeit in Indien ganz und gar den Gnaden oder Ungnaden ihrer Angehörigen schutzlos ausgeliefert sind. Am schlimmsten erdrückt sie das moralische Gefühl, daß sie Schmarotzer sind und als solche für immer ihr Dasein fristen müssen. Durch die Aussichtslosigkeit für eine bessere Lebensführung ist es vor allem, daß das Leben der indischen Witwen unerträglich gemacht worden ist. Wenn man, wenigstens in wissenschaftlichen Werken, Sentimentalität beiseite läßt, dann muß man, die absolute Realität anerkennend, zugeben, daß die Lage der indischen Witwen nach dem Verbrennungsverbot schlimmer ist als früher. Das Verbot kann nur Zweck haben, wenn die wirtschaftliche Lage der Witwen verbessert wird. Jetzt ist das Los der Witwen besonders trostlos; sie sehnen sich nach dem Flammentod, an die Seite ihres toten Gatten, der ihrem leidzerwühlten, elenden Dasein wenigstens ein rasches Ende bereitet hätte.

Die fremden Usurpatoren haben den Gutties, von denen rote Gedenksteine und Kapellen am Ufer Kunde geben, wohl ein Ende gemacht, der furchtbaren Lage der Witwe in Indien haben sie keinen Riegel vorgeschoben<sup>210</sup>. Ebenfalls sagt Prof. Dr. L. v.

<sup>208</sup> E. A. Roß: „Das Buch der Gesellschaft. Grundlagen der Soziologie und Sozialreform“. Braun, Karlsruhe 1926. S. 116.

<sup>209</sup> „Statistical Abstract for Br. India 1914—1924“. London 1925. S. 23.

<sup>210</sup> Holitscher: „Das unruhige Asien“. Fischer, Berlin 1926. S. 145.

Wiese, daß „bejammernswert ohnegleichen das Bild der Witwen ist. Das — übrigens bisweilen übertretene — Verbot der Verbrennung ist kaum ein Vorteil für sie“<sup>211</sup>. Lieber auf dem Scheiterhaufen die Pein, von den Flammen verzehrt zu werden, einige Minuten ertragen, als das ganze Leben lang die Erniedrigungen schlimmster Art erdulden, zwischen Tod und Leben schweben und sozusagen auf dem unsichtbaren Scheiterhaufen der Beschäftigungslosigkeit und Erniedrigung zu Tode gemartert werden.

### c) Das Purdahsystem.

Sowie nach dem hinduistischen als nach dem mohammedanischen Recht genießt die Frau außerordentliche Vorteile<sup>212</sup>. Während aber die wirkliche Behandlung der Frau in Europa besser war als ihre rechtliche Stellung, war im Orient genau das Umgekehrte der Fall. Die Frau ist dort ständig entrichtet worden, so daß sie ganz unter die Herrschaft des Mannes geraten ist und darunter zu leiden hat. Wenn auch die Behandlung der europäischen Frau nie ehrenvoll war<sup>213</sup> und es bis heute noch nicht ist<sup>214</sup>, im Orient, in China und in Indien ist sie stets beschämend gewesen. Und wenn auch in der letzten Zeit einige Anstrengungen gemacht worden sind, das Los der indischen Frau zu lindern, so ist es doch noch zu schwer. Wie ein Schandfleck haftet z. B. das Purdahsystem, durch das die Frauen, besonders die mohammedanischen, gezwungen worden sind, ein abgeschlossenes, jeder Freiheit beraubtes, nur auf Haus und Hof beschränktes Dasein zu führen. Den Frauen ist es nicht gestattet, außer den nahen Verwandten und deren Gatten, Verkehr mit (fremden) Männern aufrecht zu erhalten. Ja, sie dürfen nicht einmal ihr unverschleiertes Gesicht fremden Männern zeigen! Sogar Mahatma Gandhi, ein seiner Charakterveranlagung nach äußerst

<sup>211</sup> „Briefe aus Asien“. Rheinland-Verlag, Köln 1922. S. 26. Vgl. hierzu die Darstellung einer Witwenverbrennung bei Lutfullah („Autobiographie“, Tauchnitz, Leipzig 1857, S. 174—177) und den lesenswerten Aufsatz über „Die Sexualordnung Indiens“ von Prof. Dr. L. v. Wiese (in „Die neue Generation“. Oesterheld, Berlin 1913, S. 339).

<sup>212</sup> „Was die Stellung der Frau betrifft, so ist dieselbe durch Sitte und Herkommen vielseitig gebunden, aber rein wirtschaftlich ist sie nicht schlecht, ja, in Beziehung auf die Verwaltung ihres Vermögens steht die mohammedanische Frau besser da, als die deutsche nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch“. (C. H. Becker: „Islamstudien“. Quelle & Meyer, Leipzig 1924. S. 61.)

<sup>213</sup> Vgl. die sehr interessante Schrift von J. S. Mill über „The subjection of Women“. Longman, Green & Co., London 1911. S. 1—28.

<sup>214</sup> Siehe E. A. Roß: „Das Buch der Gesellschaft“. S. 115. Daß die Behandlung der europäischen Frau, besonders unter den niederen Schichten der Bevölkerung, viel zu wünschen übrig läßt, ist eine Tatsache, die wohl nicht geleugnet werden kann.

mild veranlagter Mensch, kann sich nicht enthalten, ein hartes Wort über das Purdahsystem zu sagen: "Useless and barbarious Purdah".

Mit zunehmender Strenge werden sie bewacht und wenn sie aus gut situierten Familien stammen, so dürfen sie nicht einmal verschleiert auf die Straße (selbst in Begleitung ihrer Angehörigen) gehen, sei es um einen Spaziergang zu machen oder Einkäufe zu besorgen! Entbehrung von frischer Luft, schlechte Gesundheit, schwache Kinder, Verderbung der Rasse: das sind die Folgen dieses Purdahsystems, das weit und breit überall in Indien, besonders aber von den Mohammedanern befolgt wird. Falsche Vorstellungen von der Keuschheit der Mädchen führt zu der grausamen Sitte, daß dem Mädchen nicht erlaubt ist, sich ihren Gatten zu wählen. Die Wahl treffen die Eltern und meist sieht das Mädchen ihren Mann zum erstenmal bei der Hochzeitsfeier!

Das Schlimmste davon ist, daß die Wahl des Gatten meistenteils unter den Angehörigen getroffen wird: die mohammedanischen Ehen z. B. werden mit Vorliebe zwischen Kusinen und Vettern und dergleichen Verwandten geschlossen. Die Hindus, wie es schon bemerkt worden ist, heiraten stets die ihrer eigenen Kaste Gehörenden. Welche Gefahren in dieser Sitte liegen, zeigt uns Friedrich List am besten: „Es ist eine alte Beobachtung“, sagt er, „daß der Mensch wie das Tier durch Rassenkreuzung sich geistig und körperlich veredelt, daß er, wenn einige Familien fortwährend untereinander heiraten, nach und nach degeneriert. Diejenigen Völker, welche aus einer öfter wiederholten, die ganze Nation umfassenden Rassenmischung entsprungen sind, übertreffen an Kraft und Energie des Geistes und Charakters, an Intelligenz, Körperstärke und äußerer Schönheit alle anderen Nationen. Die Vorteile der Rassenkreuzung bewähren sich nicht allein bei der Vermischung verschiedener Völker, sondern auch bei der Vermischung verschiedener Stämme eines und desselben Volkes“<sup>215</sup>.

Zu allem hätte man geschwiegen, wenn aus den Sitten und Gebräuchen nur soziale, aber keine ökonomische Nachteile erwuchsen. Mit Recht sagt Prof. Rushbrook Williams in dem offiziellen Jahresbericht: "In the Parts of rural India where the purdha system prevails, half of the population is restricted to work within the home and is not available even in pe-

<sup>215</sup> „Das nationale System der politischen Ökonomie“. Cotta, Stuttgart-Berlin 1925. S. 188—189. Nachdrücklicher als Friedrich List betonen Dealey and Lester F. Ward die Vorteile der Rassenkreuzung und die Vermengung verschiedener Kulturen. (Vgl. "A Text Book of Sociology". Macmillan, New York 1920. S. 209—213.)

riods when labour is in demand for farm work”<sup>216</sup>. Ist es nicht klar, daß dieser Haremsbetrieb eine Ursache der indischen Armut darstellt? “Among the native women (of India)”, sagen zwei Autoritäten der tropischen Medizin, “the incidence (tuberculosis) is more than double than among the men. This is due to their being secluded in harems and to their lack of exercise”<sup>217</sup>.

Nicht allein die Gesundheit wird verdorben und dadurch, wenn auch auf indirektem Wege, die indische Armut vergrößert, sondern auch direkt schaden die indischen Sitten und Gebräuche der Wirtschaft des Landes.

„Neun Zehntel der Schulden, unter denen der Inder seufzt, sind gewiß auf Hochzeiten und Todesfeiern zurückzuführen“<sup>218</sup>. Die Heirat wird nämlich mit so großem Gabengepränge vollzogen, daß die Familie zu Ausgaben gezwungen wird, die ihrem ökonomischen Stand nicht ziemen, die einfach nicht vertragen werden können. Jede Heiratszeremonie wird aber trotzdem befolgt, ganz gleich auf welche Kosten das geschehen mag. Daß jemand sein Haus oder Grundstück verpfändet, um mit dem Geld nicht etwa dem neuen Ehepaar nützliche Wirtschaftsgegenstände zu kaufen oder eine fürs spätere Leben brauchbare Ausstattung zu besorgen, sondern bei der Hochzeitsfeier viele Gäste einzuladen oder ein großartiges Feuerwerk zu veranstalten, gehört auf keinen Fall zu den seltenen unproduktiven Gebräuchen des Geldes.

In direktem Widerspruch zu Prof. P. Banerjeas Behauptung: “In the west the social distinctions are based on wealth, in India they depend upon the possession of intellectual and spiritual qualities”<sup>219</sup> erlaube ich mir zu sagen, daß auch in Indien „sichtbarer Aufwand das gesellschaftliche Ansehen hebt und ... jedes Rechnen, jedes Zeichen, daß die Ausgaben irgendwie ins Gewicht fallen, herabsetzend wirkt“<sup>220</sup>.

Also, je verschwenderischer ein Mensch in Indien bei Hochzeiten oder ähnlichen Feiern ist, desto größer wird sein Ansehen, dem zuliebe er alles tut, weil des Gefühl, beachtet zu werden, der indischen Eitelkeit schmeichelt.

Wer die naive indische Mentalität kennt, wer eine Ahnung von der Macht der Sentimentalität bei den Indern hat, wer nur

<sup>216</sup> “India in 1924—25”. Gouvernment Publication. Kalkutta 1925. S. 240.

<sup>217</sup> “Health Problem of the Empire”. (“The British Empire”. Vol. IV. Edited by Magh Grun.) Collins, London 1924. S. 275.

<sup>218</sup> J. Sauter: „Mein Indien“. Koehler, Leipzig 1922. S. 225.

<sup>219</sup> “A study of Indian Economics”. Macmillan, London 1911. S. 36.

<sup>220</sup> Vgl. „Die Kriterien der Vornehmheit“ bei E. A. Roß: „Das Buch der Gesellschaft. Grundlagen der Soziologie und Sozialreform“. Braun, Karlsruhe 1926, S. 306.

je einer indischen Hochzeit beigewohnt und Zeuge sinnloser Verschwendungen gewesen ist, findet keine Übertreibung darin, daß durchschnittlich in einer Hochzeit mehr vergeudet wird als die ganze Familie, deren eines Mitglied verheiratet wird, in einem ganzen Jahr verdient! <sup>221</sup> Das Schlimmste davon ist, daß diese sinnlose Verschwendungen nicht allein vom Einkommen, sondern auch vom Vermögen bezahlt wird <sup>222</sup>, was in kurzer Zeit zu Katastrophen führt.

Noch auf eine andere Weise beeinflußt die Sitte der frühen Heirat das ökonomische Leben äußerst nachteilig: sie ist nämlich an den ungeheuren Geburtsziffern schuld. Die „elementarste und trivialste Wahrheit“ wird gänzlich vergessen, daß „ein Volk seine Zahl nicht rascher vermehren dürfe, als sein Einkommen, ja nicht einmal so rasch, weil es in seinem Wohlstand fortschreiten will und soll“ <sup>223</sup>.

Die finstere soziale Welt Indiens wird nur durch einige Lichtstrahlen erhellt, die kaum die tiefe Dunkelheit zu beseitigen vermögen. Sogar Richard Garbe, der durchaus nicht Indien von der Lichtseite betrachtet und manchmal recht einseitige, nicht vorurteilsfreie und bisweilen gehässige Urteile gefällt hat, gibt zu: „Obwohl die Ehen der Hindus in einer Weise geschlossen werden, die nach abendländischen Voraussetzungen die Bedingungen eines zukünftigen Glückes ausschließt, scheint das Familienleben in Indien doch in den meisten Fällen ein glückliches zu sein“ <sup>224</sup>.

Sachlicher in seinem Urteil über die Kinderheiraten ist Prof. Paul Deussen, die seiner Ansicht nach „vieles gegen und auch manches für sich haben. Bedenkt man die zahllosen Mißgriffe, die das Liebesleben bei uns mit sich bringt und die oft durch ein langes Leben schwer gebüßt werden, so wird man die indische Methode nicht so übel finden. Freilich fehlt dort der Zauber des Verliebtseins, das Hangen und Bangen, dafür fehlt

<sup>221</sup> Daß es auch in Deutschland Zeiten gegeben hat, in denen man bei Hochzeitsfeiern genau so verschwendete wie im heutigen Indien, ist durch die Darstellung von Johann v. Justi bewiesen. (Vgl. den bei Diehl-Mombert abgedruckten Auszug in „Bevölkerungslehre“. Braun, Karlsruhe 1920. S. 38.)

<sup>222</sup> Wenn auch das Vermögen nicht ausreicht, dann greifen sie zu dem wirtschaftlich so schlechten Mittel des Schuldenmachens. „An appreciable amount (of the Indian debt)“, sagt M. L. Darling, „is also the result of extravagant expenditure upon marriages, upon which there are few who do not spend at least a year's income whenever they marry a son“. („The Punjab Peasant in Prosperity and Debt“. Humphrey Milford, London 1925. S. 18.)

<sup>223</sup> Gustav Rümelin: „Zur Oberbevölkerungsfrage“. Diehl-Mombert: Ausgewählte Lesestücke. „Bevölkerungslehre“. Braun, Karlsruhe 1920. S. 97—98.

<sup>224</sup> „Beiträge zur indischen Kulturgeschichte“. Verlag Paetel, Berlin 1903. S. 254.

aber auch das ungestillte Sehnen, das trostlose Gefühl, welches bei uns ein alterndes Mädchen erfüllt, das Kokettieren, Schmeicheln und was die Künste alle sind, die von Mutter und Tochter geübt werden, um glücklich einen Mann zu kapern“<sup>225</sup>.

Mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen, bekämpft auch Mahatma Gandhi die Kinderheiraten, in denen er eine Ursache des Niedergangs der Rasse erblickt. „Ausnahmsweise“, fügt er bei<sup>226</sup>, „kann eine solche Verbindung für das Leben in einer Zeit, wo die Charaktere noch wenig ausgeprägt sind, zu einer wunderbaren Harmonie der Seelen führen“. — „Seine eigene Ehe“, sagt Romain Holland, „ist ein herrliches Beispiel dafür“.

Nur durch eine mikroskopische Betrachtung also werden die Vorteile der indischen Heiratssitten sichtbar. Es läßt sich aber nicht leugnen, daß sie sowohl wie die anderen Sitten und Gebräuche eine Ursache der indischen Armut darstellen.

### b) Politische Ursachen der indischen Armut.

„Es kommt nicht darauf an, ob die Sonne in eines Monarchen Staaten nicht untergeht, sondern was sie während ihres Laufes in diesen Staaten zu sehen bekommt.“

G. Christoph Lichtenberg<sup>227</sup>.

Das Leben des modernen Menschen ist mit dem des Staates untrennbar verwoben. Man lebt in Zeiten, wo der Staat nicht nur äußere Richtlinien in der ökonomischen Tätigkeit vorschreibt (Arbeitergesetzgebung, Schutzzollsystem, Einfuhrverbot usw.), sondern auch selbst wirtschaftliche Tätigkeit vornimmt, also als Produzent auftritt.

Bewußt oder unbewußt hat der englisch-indische Staat, im auffallenden Gegensatz zu dem Mutterland, sein Machtbereich immer weiter ausgedehnt, so daß er heute in Wirklichkeit die Prinzipien des Staatssozialismus befolgt.

Schwer definierbar ist das komplizierte Gebilde staatlicher Tätigkeiten in Indien; schwer erklärbar sind die mannigfachen Beziehungen mit den einheimischen Staaten; kaum verständlich sind endlich die Ansprüche des englisch-indischen Staates auf Grund und Boden, der grundsätzlich nicht den Bauern, sondern dem Staate gehört.

Mehr wie in irgendeinem anderen Land, nur Rußland ausgenommen, sind die Menschen in Indien von Gunst und Gnaden

<sup>225</sup> „Erinnerungen an Indien“. Lipsius & Tischer, Kiel 1904. S. 72.

<sup>226</sup> Zitiert bei R. Rolland: „Mahatma Gandhi“. Rotapfel-Verlag, Zürich-München 1923. S. 12—13.

<sup>227</sup> „Aphorismen“. Dreiländerverlag, München etc. 1919. S. 5.

des Staates abhängig, der überall eine beschützende und verderbende Macht ausübt, die je nachdem entweder unter den Scheinwerfer gebracht oder unsichtbar gemacht wird.

Der englisch-indische Staat, entgegen alter sowohl auf der indischen wie auf der englischen Seite herrschenden extremen Meinungen, bildet für das indische Volk weder einen Fluch noch einen Segen. Die Mißwirtschaft der früheren Jahrhunderte wird vielleicht mehr wie aufgewogen durch die unter verschiedenen Namen bekannte, systematisch durchgeführte Ausbeutung des indischen Volkes.

Es ist für uns unmöglich die Maxime anzuerkennen, daß durch die britische Herrschaft den Völkern Indiens ewiger Friede, materieller Wohlstand und die höchste Kultur gegeben wurden! Wenn auch seit der Begründung der britischen Herrschaft zwischenstaatliche Kriege in Indien verschwunden und außerstaatliche Überfälle auf ein Mindestmaß verringert sind, nie wurden früher indische Bürger aus ihrer Heimat geschleppt, um in fernen fremden Ländern kriegerische Dienste zu verrichten<sup>228</sup>. Betreffs des materiellen Wohlstandes läßt sich kaum etwas zu Gunsten der britischen Herrschaft sagen: Abertausende hungernder, Millionen unterernährter Menschen bilden einen traurigen Widerspruch aller unbewiesenen Behauptungen über den „kolossalen“ Fortschritt, den Indien angeblich sogar in materiellem Wohlstand gemacht haben soll. „The general impression“, sagt der neueste offizielle Bericht über Indien, „which is created by a study of such data as are available, leads to the conclusion that such improvement in the condition of the masses as is actually taking place proceeds with painfull slowness“<sup>229</sup>. „Painful slowness!“ Könnte man eine größere Aufrichtigkeit in einem offiziellen Bericht erwarten? Kann der offizielle Bericht wagen, seine Behauptungen durch statistische Angaben zu beweisen? Indien ist hauptsächlich ein landwirtschaftliches Land, dann muß der „langsame Fortschritt“ natürlich in der vermehrten Produktion landwirt-

<sup>228</sup> „If you want to save your colony of Natal from being overrun by a formidable enemy, you ask India for help, and she gives it; if you want to rescue the white mans legations from massacre at Pekin, and the need is urgent, you ask the government of India to despatch an expedition, and they despatch it; if you are fighting the Mad Mullah in Somaliland, you soon discover that Indian troops and Indian Generals are best qualified for the task, and you ask the Government of India to send them, if you desire to defend any of your extreme out-posts or coaling stations of the Empire, in Mauritius, Singapore, Hong-Kong, even Tien-tsin or Shanhai-kwan, it is to the Indian Army that you turn“. Das gibt sogar der britische Erz-Imperialist zu. (Aus der Rede Lord Curzons, angegeben bei Schulze-Gaevertz: „Britischer Imperialismus und englischer Freihandel“, Duncker & Humboldt, Leipzig 1906. S. 432—433.)

<sup>229</sup> „Moral and Material Progress of India“. 1924. 1925. S. 237.

schaftlicher Güter liegen. Hierüber schweigen sowohl die offiziellen Berichte als auch die halbamtlchen Organe. Mit Absicht?

Nun bleibt nur der kulturelle Fortschritt übrig — das ist erstens nicht leicht zu beweisen, zweitens hängt es davon ab, was unter „Kultur“ bzw. „Civilisation“ zu verstehen ist. Selbst wenn ich es könnte, wäre es hier sicherlich nicht der Ort, an diese schwierigen Probleme heranzugehen. Am besten schalten wir also diesen Punkt völlig aus unserer Betrachtung aus — weder verneinend noch bejahend.

Wir sehen also, daß im Ganzen durch die britische Herrschaft Indien keinerlei Vorteile gebracht wurden, die nicht durch die Nachteile derselben aufgewogen, vielleicht mehr wie aufgewogen wurden<sup>230</sup>.

An der großen Armut der indischen Nation steht die Regierung nicht schuldlos da: bewußt und unbewußt hat sie Wege eingeschlagen, die entweder Verarmung herbeiführen bzw. die schon vorhandene vergrößern müßte.

Der Anteil der Regierung an der Armut des indischen Volkes kann also nicht geleugnet werden; und eben dies zu beweisen, wird in den folgenden Ausführungen versucht. Das kann man meines Erachtens am besten tun, wenn man die folgenden Punkte erörtert:

1. Vernichtung der indischen Heimindustrie,
2. Steuersystem, und
3. Mißbrauch des indischen Geldes.

Vorher muß aber eine kurze Beschreibung des indischen Staates und seiner Tätigkeiten gegeben werden, um zu zeigen, wie durch den Staat Indien überhaupt benachteiligt wird. Um Mißverständnissen vorzubeugen muß hinzugefügt werden, daß durch die englisch-indische Herrschaft dem indischen Volk auch recht viele Vorteile gebracht wurden. Es ist aber hier nicht der Ort, die Vorteile zu würdigen. Wir haben es hier nur mit den Einflüssen zu tun, die durch die politische Herrschaft auf das ökonomische Leben des indischen Volkes ausgeübt wurden.

<sup>230</sup> Mr. M. L. Darling weist (als Erster) nach, wie durch die Begründung der britischen Herrschaft in Indien die Ausbeutung der indischen Bauernschaft durch die Geldverleiher erleichtert worden ist. Es ist ein außerordentlich wichtiges Moment, das zum erstenmal von Darling beachtet worden ist. („The Punjab Peasant in Prosperity and Debt“. London 1925. S. 203—206.) Andererseits sei z. B. auf die Friedensarbeit Lord William Bentincks (1828—35) hingewiesen, „die besonders im Schul- und Gerichtswesen Indiens systematisch, fast doktrinär zu europäisieren und damit den Indern selbst die Waffen ihrer dreckigsten Befreiung zu schmieden begann“. (C. Brinkmann: „Englische Geschichte 1815—1914“. Berlin 1924. S. 39.)

## 1. Der britisch-indische Staat und seine Tätigkeit.

„Nicht das Wohl des einzelnen, sondern das Wohl der Gesamtheit macht die Staaten groß“. — Nicolo Macchiavelli <sup>231</sup>.

„Jeder einzelne“, sagt René Worms, „hat ein anderes Urteil über fast jede Erscheinung: Was dem einen als Fortschritt erscheint, bedeutet daher vielleicht für den anderen einen Rückschritt. Alles Menschliche ist so beschaffen, daß es von mindestens zwei, einander verschiedenen, meist sogar einander entgegengesetzten Standpunkten betrachtet werden kann. So wie jedes Gewebe eine Vorder- und eine Rückseite, jede Münze eine Kopf- und eine Schriftseite hat, so ist bei jedem Werk der Menschheit, einschließlich ihres großartigsten Gebildes, der Gesellschaft, je eine Ansicht zu unterscheiden, von denen jede anders aussieht, die aber trotzdem notwendig miteinander verbunden sind. Man wird also eine Entwicklung, durch welche der größtmöglichen Anzahl von Menschen die größtmögliche materielle, intellektuelle und moralische Befriedigung gewährt wird, mit Recht als fortschrittliche und diejenige, durch welche diese meist so begehrten Güter verkürzt werden, als rückschrittliche beurteilen dürfen“ <sup>232</sup>. Wenn wir dies als Maßstab für die Beurteilung des indischen Staates und seiner Tätigkeiten annehmen, so wird das Urteil kaum zu Gunsten der jetzigen Herrschaft ausfallen.

Indien, da es unter fremder Herrschaft steht, muß sich viele Gesetze und Verordnungen gefallen lassen, die in auffallendem Gegensatz zu seinen Interessen stehen. Dies ist ein offenes Geheimnis. Hervorragende Persönlichkeiten haben das zugegeben und manche haben in aller Offenheit den Zweck der britischen Regierung in Indien gekennzeichnet. Marquis of Salisbury, der später britischer Premierminister wurde, hat als Staatssekretär für Indien im Jahre 1875 das oft zitierte <sup>233</sup> Wort ausgesprochen:

“As India must (!) be bled, the lancet should be directed to the parts where the blood is congested or at least sufficient, not to those which are already feeble from want of it.”

Über ein halbes Jahrhundert ist vergangen, aber daß sich seitdem das Ziel der britischen Regierung geändert hat, kann man kaum behaupten und schwerlich beweisen. Ruhig darf man deshalb sagen, daß vieles, was in Indien geschieht, im englischen Interesse getan wird. Über Delhi schwebt der Geist von Lancashire.

<sup>231</sup> „Gedanken Macchiavellis“. Inselbücherei, Leipzig. S. 29.

<sup>232</sup> „Die Soziologie“. Braun, Karlsruhe 1926. S. 30 und 63—64.

<sup>233</sup> So z. B. bei Dadabhai Naoroji: „Poverty and Un-British Rule in India“. Sonnenschein, London 1901. S. IX.

Neben den Vorteilen, von einer europäischen Nation (durch die wir den Westen überhaupt kennen gelernt haben) regiert zu werden, hat Indien alle Nachteile zu ertragen, die aus einer Fremdherrschaft erwachsen. Hat man nicht (von den wenigen edlen Ausnahmen, bei denen englische Beamten in Zeiten der Kalamitäten und Katastrophen heroische Anstrengungen machen, abgesehen) immer wieder die traurige Erfahrung gemacht, daß der importierte Bureaucratismus wenig Verständnis für das Wohl und noch weniger Anteilnahme für das Weh des indischen Volkes hat? Kam und kommt es nicht öfters vor, daß durch die Nachlässigkeit bzw. Gleichgültigkeit der Behörden, die als Fremde natürlich keine allzu große Sympathie für Indien empfinden können, das Unheil vergrößert bzw. nicht rechtzeitig verhindert worden ist<sup>234</sup>? Wird nicht das Richteramt im Interesse der englischen Herrschaft mißbraucht und Ungerechtigkeit im Namen der Justiz ausgeübt<sup>235</sup>? Wird nicht bei der Verteilung der Beamtenstellen nicht allein die Fähigkeit, sondern auch (vielleicht in erster Linie) Nationalität, Religion, Rasse, Farbe und politische Gesinnung mit berücksichtigt? Muß man nicht, wie ehedem vor indischen Herrschern oder auch, wie heute in den einheimischen Staaten vor den Maharadschas, kriechen, betteln und sich eines Amtes wegen erniedrigen? Wird nicht die Staatsgewalt öfters mißbraucht, die Bevölkerung mißhandelt, das Volk gepeinigt? Werden nicht die religiösen und kulturellen Gegensätze gegeneinander geschickt ausgespielt? Wird nicht die Freiheit unterdrückt, die Wahrheit verdunkelt und die Wissenschaft zur Dienerin britischer Regierung herabgewürdigt? Herrscht Lehrfreiheit selbst an den Universitäten in Indien? Hat es je einen Vizekönig in Indien gegeben, der anstatt als ersten Gebieter sich als den ersten Diener des Staates betrachtete<sup>236</sup>? Hat es je Zeiten gegeben, in denen freie Meinungsäußerung erlaubt und die Gesetzgebung ausschließ-

<sup>234</sup> „Als in Bombay 1895 die ersten Anzeichen der Pest auftauchten, hatte der damalige städtische Polizeidirektor dort nichts Eiligeres zu tun, als ein Syndikat zu bilden, um alle z. Zt. in Indien nur erreichbaren Desinfektions- und Heilmittel aufzukaufen. Dann erschien die polizeiliche Bekanntmachung mit dem Befehl zu einer sorgfältigen Desinfektion der Häuser und Straßen. Da die hierzu notwendigen Mittel nur aus den Geschäften des Herrn Polizeidirektors zu beziehen waren, ist es nicht weiter verwunderlich, daß dieser Herr sich bald danach zur wohlverdienten Ruhe nach Schottland zurückziehen konnte“. (Otto Mayer: „Zwanzig Jahre an indischen Fürstenhöfen“. Buchwerkstätten, Dresden 1922. S. 184.)

<sup>235</sup> In Indien gilt Absetzbarkeit der Richter.

<sup>236</sup> “An Indian who has travelled in foreign countries is struck with the difference between the official attitude towards the people in those lands and in India. Where as in other countries officials regard themselves as public servants and make it easy for the public to approach them, in India far too many officials look upon themselves as rulers and make approach difficult”. Sir M. Visvervaraya: “Reconstructing India”. King & Son, London 1920. S. 72.

lich für Indiens Wohl erlassen worden wäre? Ist die Verwaltung auf die Gesamtheit des indischen Volkes bedacht? "The main mass of the revenue", gesteht eine Darstellung wie die "Survey of the British Empire" offen, "is derived from the soil, but the vast majority of the villages receive nothing in the way of sanitary attention and the machinery is not well devised for striking swiftly and surely at epidemics"<sup>237</sup>.

Wenn die Regierung dermaßen ihre Pflicht versäumt, dann trägt sie zweifellos Schuld an der Armut der indischen Bevölkerung. Durch die Vernachlässigung der indischen Dörfer, in denen über  $\frac{3}{4}$  der Bevölkerung leben, wird der Kern der indischen Nation verdorben, ihre Gesundheit verschlechtert, die wahrhaftigen Grundlagen für den wirtschaftlichen Aufstieg Indiens zerstört und vernichtet.

Wenn der englisch-indische Staat einerseits seinen Pflichten nicht nachkommt, so beutet er anderseits die Schwächen des menschlichen Charakters aus. Die Regierung treibt sozusagen ein feines Geschäft mit dem Recht der Titelverleihung, durch die sie viele Inder als "Honorary magistrates" und dergleichen umsonst arbeiten und von vielen sich sogar bezahlen lässt<sup>238</sup>. Es ist z. B. ein offenes Geheimnis, daß während und nach dem Kriege, als die Regierung sehr oft leeren Tresor hatte, sie sich von indischen Fürsten und privaten Menschen beschenken ließ, freilich nicht im direkten Weg, sondern unter Deckmänteln wie „Bekämpfung deutscher Unterseeboote“; "Emden! A peril for the Indian Ocean!" Auf Propagandabildern wurde eine junge, fast wie eine Madonna aussehende „Mutter Indiens“, die Göttin der Heimat, dargestellt, die im tiefen Schmerz über die Bombardierung Madras durch die „Emden“ gebeugt dasitzt und mit stilem Blick jeden zum Kampf aufruft und zur Beteiligung an der Gegenwehr mahnt. Die Justiz wurde so dargestellt, als ob sie an der belgischen Front und in französischen Dörfern in gröbster Weise von den Deutschen mißhandelt worden wäre. Haß wurde geweckt, an das Mitleid des indischen Volkes appelliert, die ästhetischen Gefühle reichlich ausgebeutet. Der Erfolg blieb natürlich nicht aus. Kriegsanleihen wurden gezeichnet, Subskriptionen gegeben. Als „Gegenwert“ bot die Regierung irgendeinen lächerlichen Titel

<sup>237</sup> A. Balfour and H. Scott: "Health Problems of the Empire". Collins, London 1924. S. 136. (Im Original ist der Text im gewöhnlichen Druck.)

<sup>238</sup> Das auf diese Weise „ersparte“ bzw. „erworrene“ Geld wird — vergeudet. (Vgl. den Abschnitt: „Mißbrauch des indischen Geldes“ in dieser Arbeit.) Es ist bittere Ironie, daß das folgende Wort von einem Engländer stammt: "It is a matter of common observation that what is easily got is easily spent". (M. L. Darling: "Punjab Peasant in Prosperity and Debt". Humphre Milford, London etc. 1925. S. 53—54.)

(wie "Khan Bahadur", "Khan Sahab", "Rao Bahadur", "Rao Sahab" und dergleichen mehr) an. Die Versuchung, durch ein materielles Opfer eine Auszeichnung zu erhalten, war und ist zu groß. Nur wenige sind nicht bereit, dafür die Interessen der Gemeinschaft, ja die eigenen aufzugeben. Es möchte jeder, sei es nur in der nächsten Umgebung, „glänzen“; und deshalb vergeudet er sein Geld, um irgendeinen Titel oder Orden zu erhalten.

Ausdrücklich sagt die deutsche Reichsverfassung: „Kein Deutscher darf von einer ausländischen Regierung Titel oder Orden annehmen“<sup>239</sup>. Bestände so ein Verbot für die Inder, so wären abertausende Familien nicht nur vor moralischer Erniedrigung, sondern auch vor materiellem Niedergang bewahrt und um die gesamte indische Bevölkerung stünde es, auch in wirtschaftlicher Hinsicht, weniger schlimm.

Wenn man aber an die Grundlage denkt, durch die eine Sozialreform ermöglicht werden kann und die in Indien trotz allem immer noch am meisten fehlt, dann erfährt man die größte Sünde, die die britische Verwaltung begeht und die sie trotz den sogar aus den Kreisen britischer Staatsmänner und Nationalökonomien stammenden Vorwürfen weder gutgemacht hat, noch (dem Anschein nach) gutzumachen gedenkt: die Sünde nämlich ist das Vernachlässigte.

## 2. Das Bildungswesen in Indien.

"Great as the advantages of the British Government to India may have been, it would be asking too great a price for its maintenance if 99 % of our population is to remain for ever illiterate". K. T. Shah<sup>240</sup>.

Seit Jahren — eigentlich seit dem Beginn der Fürsorge der britischen Herrschaft für die Erziehung Indiens — tobt mit zunehmender Stärke ein fürchterlicher Kampf für und gegen die Erziehungszwecke bzw. -methoden in Indien. Gerechte und ungerechte Kritik hat sich die englische Regierung gefallen lassen müssen, und ihrerseits hat sie gerechte und ungerechte Wege eingeschlagen, um ihren Willen durchzusetzen.

Was auch ihre Motive gewesen sein mögen, das eine läßt sich nicht leugnen: England gab Indien nur eine ganz beschränkte Möglichkeit der Erziehung, die nur wenigen Vorteil bringen konnte.

"Considerable sums are spent", sagt Sir R. Giffen, "in the self-governing colonies on primary education; but the means for secondary and university education are small by comparison.

<sup>239</sup> Artikel 109.

<sup>240</sup> "Sixty Years of Indian Finance". Bombay 1921. S. 143.

When we come to India the situation is more appalling. Beyond a sum of about £ 2 million appearing in the Indian budget of education, government does nothing for elevating and training the 300 millions under its care, and it is quite impossible that the poor people of India can spare much for private expenditures”<sup>241</sup>. Dies war vor 2 Jahrzehnten der Fall. Seitdem ist manches anders geworden, doch ist in dem indischen Analphabetentum kaum eine Änderung eingetreten<sup>242</sup>. Nicht nur besteht keine Schulpflicht, es gibt auch keine freien Schulen, wo die Kinder armer Eltern den elementarsten Unterricht bekommen können. Daher kommt es, daß Indien in tiefster Unwissenheit daniederliegt, wodurch jede Hoffnung, jede Möglichkeit, das Volk auf ein höheres Niveau der Lebenshaltung bringen zu können, gänzlich fehlt, die Besserung seiner traurigen sozialen und wirtschaftlichen Lage völlig ausgeschlossen ist. “Many of the (Indian) problems”, sagt der offizielle Bericht, “have one single root. This is the general lack of education at present characterising the masses of the Indian people. Until this defect can be remedied, it seems unlikely that India will develop the energy necessary for the attainment of economic and political well-being. Unless the ideas of the people can be enlarged, and their outlook extended beyond the narrow bounds into which tradition at present confines them, the masses must remain poor and ignorant; the women-folk limited in their sphere of activity; the progress of sanitation, and the conquest of disease must be indefinitely postponed. In short, without a wide spread system of education of a kind adapted at once to her capacity and to her need, India cannot hope to realise those aspirations towards nationhood, which are at present cherished by her educated classes”<sup>243</sup>.

<sup>241</sup> “Economic Inquiries and Studies”. Bell, London 1904. Vol. II. S. 377.

<sup>242</sup> Hierüber geben leider auch die Statistiken keine genaue Auskunft. Unglaubliche Unklarheit herrscht in dem offiziellen “Statistical Abstract for British India. 1914—15 to 1924—25”.

Beispielsweise betrachte man die folgenden Angaben (für das Jahr 1923—24):  

(S. 127): Revenue from Education (Central and Provincial) . . .	6 327 454
(S. 133): Expenditure on Education (Central and Provincial) . . .	8 890 577
“Net-expenditure” müßte also sein . . . . .	2 563 123

Rupien

Aber dasselbe Blaubuch gibt die folgende Summe als “Grand Total of Expenditure on Education” (für das Jahr 1923—24) an: 199 111 191 Rupien! Warum das “Grand total of Expenditure on Education” die ungeheure Summe von 196 548 068 Rupien mehr hat als das einfache “Expenditure on Education”, darüber steht kein Wort! Treibt der Druckfehler-Teufel sein Unwesen im indischen statistischen Amt?

<sup>243</sup> “Moral and Material Progress and Conditions of India during 1924—25”. London 1925. S. 276.

Was in Indien trotz dieser Erkenntnis für die Hebung der Volksbildung getan wird, darüber gibt die folgende Tabelle <sup>244</sup> die beste Auskunft.

Land	Kosten pro Kopf der Bevölkerung im Jahre 1920—21		
		sh	d
Vereinigte Staaten von Amerika . . . . .	27. 0		
Vereinigtes Königreich . . . . .	15. 0		
Frankreich . . . . .	11. 0		
Indien . . . . .	nur	0. 6	

Zweifellos stehen der britisch-indischen Regierung nicht so viel Mittel zur Verfügung wie den anderen, aber immerhin gibt die Tatsache, daß die Regierung nur einen verschwindenden Bruchteil der Einkünfte für Erziehungszwecke verwendet, zu großer Besorgnis Anlaß.

Schmerzlicher noch ist die Tatsache, daß auch dieser für Erziehung verwendete Teil der Einkünfte für die verschiedenen Gebiete des Wissens sehr ungleichmäßig verwendet wird. In ihrem blinden Eifer ermutigt die Regierung das Studium der Philosophie, Geschichte, Kunst, Literatur und Philologie und vernachlässigt das der Technik, Landwirtschaft und Gewerbe <sup>245</sup>. Ist es nicht erstaunlich, daß in einem landwirtschaftlichen Land wie Indien über 84 % der Studierenden Natur- und vor allem Geisteswissenschaften treiben und nur 0,88 % sich der Landwirtschaft widmen? Ein Industrieland wie Deutschland hat nicht weniger als 5124 Studierende der Landwirtschaft (während des Wintersemesters 1924/25 sowohl an den Universitäten wie den landwirtschaftlichen Hochschulen) aufzuweisen <sup>246</sup>, Indien dagegen nur 567 <sup>247</sup>.

Es ist bitter, daß das ironische Wort Lists, eine Nation könne genug Philosophen haben, die über Welträtsel grübeln, und doch

<sup>244</sup> Nach Prof. K. T. Shah: "Sixty Years of Indian Financ". Bombay 1921. S. 142.

<sup>245</sup> Zahl der "Graduates and Ungraduates" an den indischen Universitäten im Jahre 1923—24:

	Zahl der Studierenden	Prozentsatz aller Studierenden
Arts and Science . . . . .	57 942	84.5
Law . . . . .	5 678	8.2
Education . . . . .	2 936	4.4
Medicine . . . . .	1 354	2.0
Technik . . . . .	398	0.58
Commerce . . . . .	136	0.19
Agriculture . . . . .	567	0.88

(Statistical Abstract for Br. India. London 1925. S. 279.)

<sup>246</sup> Prof. Remme: "Die Hochschulen Deutschlands". Berlin 1926. S. 33.

<sup>247</sup> "Statistical Abstract". London 1925. S. 272.

wenig Menschen, die Kartoffeln schälen können, für die indischen Verhältnisse zutrifft. Um einen Ausdruck von demselben Nationalökonom zu gebrauchen, fehlt es in Indien an „Gleichgewicht oder Harmonie der produktiven Kräfte“<sup>248</sup>.

An diesem Mißverhältnis ist die Regierung nicht schuldlos. Ohne die Motive und Gründe begründen zu wollen, erwähnen wir nur die Tatsache, daß in Indien von 238 „Colleges“ nur 5 für Landwirtschaft bestimmt sind<sup>247</sup>! In Deutschland dagegen gibt es bekanntlich nicht nur 4 Hochschulen ausschließlich für das Studium der Landwirtschaft, sondern es wird auch an 8 anderen Universitäten gepflegt<sup>249</sup>. Bedauernswerter noch ist die Tatsache, daß in Indien die sogenannten Landwirtschaftsschulen, an denen (wie in Deutschland, wo es beinahe 30 solcher Betriebe gibt<sup>250</sup>) die für den praktischen Landwirt notwendigen Kenntnisse gelehrt werden, gänzlich fehlen. So sorgt der Staat für das Bildungswesen eines Volkes, das 74 % Landwirtschaft treibt!

Es ist selbstverständlich, daß der Lehrplan für die anderen Wissensgebiete keineswegs in vollkommener Weise dasteht. Selbst wenn man die Kritik Ramsay Macdonalds nicht in Betracht zieht<sup>251</sup>, weil er ja ein ausgesprochener Gegner der englischen Zivil- und Militärverwaltung in Indien ist, kann man die englandfreundlichen Menschen nicht ignorieren. Sir Bampfylde Fuller, ein ehemaliger Gouverneur, spricht von „Leniency of the examination test“, „Superficiality of instruction“, „Laxity of discipline“, „Cramming“ und sagt „The teachers are underpaid and have no prospects in their profession and the most sapable of them regard their teacherships merely as stepping-stones to other employments. A high school teacher is fortunate if he receives £ 25 a year!“ In ehrlicher Weise gibt Sir Bampfylde, natürlich in der Sprache eines ehemaligen Gouverneurs, zu: „The Government grants are not large“<sup>252</sup>.

Hiermit sind die Mängel englisch-indischen Bildungswesens keineswegs alle aufgezählt<sup>253</sup>. „Eine wahre Kultur“, sagt Mahatma Gandhi, „ebenso wie eine wahre Erziehung kann nicht

<sup>248</sup> „Das nationale System der politischen Ökonomie“. Cotta, Stuttgart 1925. S. 142.

<sup>249</sup> Prof. Remme: „Die Hochschulen Deutschlands“. Berlin 1926. S. 33 und 34.

<sup>250</sup> Ibid. S. 83.

<sup>251</sup> Vgl. sein Buch: „The Government of India“. The Swarthmore Press, London 1920. S. 159—191.

<sup>252</sup> Vgl. sein Buch: „Studies of Indian Life and Sentiment“. John Muttay, London 1917. S. 306 ff.

<sup>253</sup> Die pädagogischen und kulturellen Nachteile des englisch-indischen Bildungswesens weist am besten Mahatma Gandhi nach. (Siehe die Artikel „Englische Erziehung“, „Sollen wir Englisch lernen?“ und „Nationale Erziehung“ in „Jung Indien“. Rotapfelverlag, Zürich etc. 1924.)

durch eine fremde Sprache vermittelt werden“<sup>254</sup>. Es ist kein Zufall, sondern noch ein anderer Beweis für die selbst unter einheimischen Prinzen (in den europäischen Staaten verächtlich „Eingeborenenfürsten“ genannt) mögliche fortschrittliche Bewegung, daß gerade in Hyderabad, einem einheimischen Staat, die bisher einzige in der Muttersprache Unterricht erteilende Osmania Universität gegründet wurde. „Die Kinder“, sagt er an einer anderen Stelle, „werden mit Wissen vollgestopft und zu Papageien gemacht, unbrauchbar zu selbständigem Denken und Schaffen, unfähig, ihr Wissen den Leuten daheim und in weiteren Kreisen mitzuteilen“<sup>255</sup>. Mit erstaunlicher Genauigkeit stimmen für die indischen Verhältnisse die warnenden Worte C. Brinkmanns, die er über die amerikanische Universität schreibt: „Der Unterricht in den kleinen Vorlesungen, die das günstige Verhältnis der großen Lehrkörper zu der Zahl der Studierenden möglich macht, erstarrt, statt die Intimität zu geistiger Intensität auszunutzen, zu einem geistigen Drill, der eher noch hinter dem der Schule zurückbleibt und mitten in einem weltzugewandten Gegenwartslande das Schauspiel spätmittelalterlicher Scholastik mit wörtlich genommenem „Vorlesen“ des Wissenschaftsstoffes und leeren Paukübungen zu den Prüfungen wiederholt. Zu Ende gegangen würde dieser Weg nicht bloß das Ideal wissenschaftlicher Forschung ausschalten, sondern auch das wissenschaftliche Überlieferung, denn was als Ziel vorschwebt, wäre nicht einmal die sachlich-technische Vorbildung zu bestimmten gesellschaftlichen Funktionen, sondern lediglich die Stempelung mit Gradeen und Zeugnissen, die das Merkmal einer höheren gesellschaftlichen Stufe, des akademisch gebildeten Gentleman, verbürgen soll“<sup>256</sup>.

Gänzliches Fehlen von freien Volksschulen, Mangel an Schulen und Lehranstalten, schlechte Universitäten mit noch schlechteren Lehrplänen sind es hauptsächlich, die den Bildungsprozeß der indischen Nation fast unmöglich machen; und es ist bekannt, daß ohne Bildung kein Volk auf Erden Fortschritte erzielen kann. Hier hat der Staat zu Gunsten der Volksbildung einzutreten. Nur er allein ist im Stande Schulpflicht einzuführen und für die nötigen Gelder zu sorgen. Nur der Staat kann die tiefe Finsternis des indischen Analphabetums beseitigen und hierdurch die Grundlage für den wirtschaftlichen Aufstieg des indischen Volkes schaffen und dessen Armut zum großen Teil beseitigen. Der

<sup>254</sup> „In the absence of an oral examination“, schreibt Fuller, „it is almost impossible to check cramming, and boys frequently matriculate who cannot write or even spell two lines of English correctly(!)“ (Studies of Indian Life and Sentiment. S. 302—303.)

<sup>255</sup> „Jung Indien“. S. 330.

<sup>256</sup> „Die Neue Rundschau“. Fischer, Berlin-Leipzig 1926. S. 563. Jetzt: C. Brinkmann: „Demokratie und Erziehung in Amerika“. Fischer, Berlin 1927. S. 39—40.

englisch-indische Staat aber versäumt seine Pflicht, das Volk zu erziehen, deshalb bildet er, wenn auch indirekt, eine Ursache der indischen Armut.

### 3. Vernichtung der indischen Heimindustrie.

“The increasing poverty of India is due to many causes, but primarily I trace it to decay of handicrafts and the substitution of foreign for home manufactures”.  
— Sir Henry Cotton <sup>257</sup>.

Beinahe wie orientalische Märchen klingen die Berichte, die wir über die indische Industrie der mittelalterlichen oder der antiken Zeit besitzen. “Even before the days of Solomon and Hiram, merchants of other nations came to India's busy ports to supply themselves with her products and manufactures. Strabo, Niarchus, Ptolemy, Megasthenes, Polo, Conti, Nikitin, and a host of other travellers have borne testimony to her commercial greatness. In spinning, weaving and dyeing, India excelled all other nations of the world, and this industrial supremacy continued wellnigh to the end of the eighteenth century. No less was she supreme in many fine arts” <sup>258</sup>. “It will be hardly an exaggeration to say that India was the respiratory organ for the circulation and distribution of the moneys and commodities of the commercial world; it was the sea wherein all the rivers of trade and industry flowed, and thus profusely enriched its inhabitants” <sup>259</sup>.

Wenn auch der Umfang des damaligen Handels überschätzt und besonders der allgemeine Wohlstand des Volkes in übertriebenem Maße eingeschätzt wird, ist es nicht zu leugnen, daß die einheimische Industrie Indiens im Vergleich zu vergangenen Zeiten in miserabilem Zustand ist, woran hauptsächlich die englische Regierung Schuld trägt. Zweifellos waren es auch außenpolitische Momente (z. B. die Unfähigkeit der indischen Industrie, ohne staatlichen Schutz mit der englischen Maschinenarbeit zu konkurrieren), die den Untergang der indischen Industrie beschleunigt haben; aber daß die Schuld in erster Linie die Landesverwaltung trifft, die nicht nur keine Maßnahmen getroffen, sie zu beschützen, sondern sogar an deren Vernichtung mitgewirkt hat, läßt sich nicht leugnen.

Wir dürfen nicht vergessen, daß auch bevor die Engländer nach Indien kamen, es unter fremder Herrschaft stand. Aber jene Fremden siedelten sich bald in Indien an und betrachteten es als

<sup>257</sup> “New India”. Trübner, London 1904. S. 98.

<sup>258</sup> Prof. Bal Krishna: “Commercial Relations between India and England”. Routledge, London 1924. S. 38.

<sup>259</sup> Ibid. S. 37.

ihre Heimat, zu der sie in kurzer Zeit Liebe gewannen, sie nahmen regen Anteil an dem Gedeihen des Landes, das ja auch ihr eigen war. Wenn nicht aus Liebe für das indische Volk, so doch in eigenem Interesse, sorgten sie für Indiens Wohlstand.

Den Engländern dagegen war und ist nicht Indien die Heimat, die sie lieben; ihre Sehnsucht geht immer wieder zu ihrem Land zurück. Demgemäß behandeln sie auch Indien und seine Industrie. Das englische Interesse lag also nicht darin, die indische Industrie zu erhalten oder gar sie zu fördern, sondern an deren Stelle die ihrige zu setzen. Man kann unmöglich ein Land lieben, das man nicht als seine Heimat, sondern einfach als Kolonie betrachtet.

Deswegen ist es allzu verständlich, daß die Mongolen Indien nicht nur eins der sieben Weltwunder (das Taj-Mahal in Agra) geschenkt haben, sondern auch eine Reihe von wunderbaren Werken, die zu den schönsten auf Erden gehören, was von Menschenhand erzeugt worden ist. Abgesehen von Kunst und Architektur, sorgten die mohammedanischen Herrscher für den Verkehr (Straßen und Kanäle<sup>260</sup>, allgemeine Sicherheit und Arbeitsmöglichkeit. Deswegen gründeten sie Staatsindustrien<sup>261</sup>. "Mr. W. H. Moreland, in his book 'India at the Death of Akbar' has shown the existence in those days of a considerable and flourishing silk industry that consumed 3 000 000 pounds of raw material; that Indian cotton goods as well as silk goods were exported in substantial quantities to Persia, Turkey, Syria, Barbary and Arabia"<sup>262</sup>.

Aber längst bevor die Mongolen nach Indien kamen, deren Anwesenheit zweifellos Indien manche Härte kostete<sup>263</sup>, hatte das hinduistische Indien nicht nur wunderbare Tempelbauten, herrliche Literatur<sup>264</sup> und glänzende Geisteswerke hervorgebracht<sup>265</sup>, sondern auch eine erstaunenswerte industrielle Kraft

<sup>260</sup> "The Jumna Canal, constructed by the Mahomedan Emperors, must be considered as a great achievement for these days". (P. Banerjea: "Indian Economics". London 1921. S. 151.)

<sup>261</sup> Siehe das Kapitel "State Industries" in J. Sarkars "Mughul Administration". Kalkutta 1924. S. 180—195.

<sup>262</sup> Wadia and Joshi: "Wealth of India". Macmillan, London 1925. S. 323.

<sup>263</sup> Vgl. das Buch "From Akbar to Aurengzeb" von W. H. Moreland. Macmillan, London 1923. S. 197—204.

<sup>264</sup> "The Sanskrit language", sagt Sir W. Jones, "whatever be its antiquity, is of a wonderful structure; more perfect than the Greek, more copious than the Latin, and more exquisitely refined than either". (Zitiert bei Prof. Rapson: "Ancient India". University Press, Cambridge 1916. S. 1.) Vgl. auch das Urteil Goethes über Kalidasas berühmtes Drama "Sakuntala".

<sup>265</sup> ". . . India . . . has at all times produced some of the finest and most subtle intellects of which the human race is capable and great men of action as well as profound thinkers . . . Her arts and crafts possess the

entwickelt. Über die berühmte eiserne Säule zu Delhi sagte vor einigen Jahrzehnten ein englischer Geologe: "It is not many years since the production of such a pillar would have been an impossibility in the largest foundries of the world, and even now there are comparatively few where a similar mass of metal could be turned out"<sup>266</sup>. "The wonderful iron pillar", sagt ein bekannter englischer Historiker Indiens, "is a mass of wrought iron nearly 24 feet in height and estimated to weigh more than six tons. The metal is perfectly welded and its manipulation is a triumph of skill in the handling of a refractory material. It is not the only proof that the ancient Indians possessed exceptional mastery over difficult problems of working in iron and other materials"<sup>267</sup>. "The skill that made such pillars", sagt Prof. K. T. Shah, "could not have grown in a day, nor be the property of a freak or genius. It must be the growth of centuries of silent development"<sup>268</sup>.

Und dies verdankte man der indischen Heimindustrie, die stets in der Lage war, begabte Menschen zu entdecken und ihre Fähigkeiten zu verwerten: sie war also imstande, „die latenten Fähigkeiten durch Anwendung eines entsprechenden Erziehungssystems in aktive zu verwandeln“<sup>269</sup>.

Bedeutender noch war die Textilindustrie, die seit jeher eine wichtige Rolle als Heimindustrie spielte. Schon aus grauer Vorzeit stammen Nachrichten über Indiens industrielle Fähigkeit. Wenn wir dem deutschen Orientalisten Lassen Vertrauen schenken wollen, so haben schon die alten Ägypter die Mumien mit indischen Musselin umwickelt<sup>270</sup>. "Marco Polo", erzählt Bal Krishna, "found the most delicate buckrams of the highest price ... being exported to all the quarters of the planet. There is no king

---

distinction as well as the restraint of long-descended traditions". Das sagt Sir Valentine Chirol! ("India". Benn, London 1926. S. 6.) Noch heute, wenn man die guten Seiten des indischen Kulturlebens kennen lernt, wird man gezwungen zu sagen: „Es liegt ein Zug von Anmaßung in der Art, wie die Vertreter der weißen Rasse ihre eigene Kultur als die höchsthstehende zu betrachten geneigt sind“. (Oscar Kauffmann: „Aus Indiens Dschungeln“. Kurt Schroeder Verlag, Bonn 1923. S. 375.)

<sup>266</sup> "Economic Geology of India". Trübner, London 1881.

<sup>267</sup> Vincent A. Smith: "The Oxford History of India". Clarendon Press, Oxford 1923. S. 196.

<sup>268</sup> "Trade, Tariffs and Transport in India". Bombay 1923. S. 17.

<sup>269</sup> G. Chatterton-Hill, angegeben bei Salomon-Oppenheimer: „Soziologische Lesestücke“. Braun, Karlsruhe. Band III. S. 71.

<sup>270</sup> „Es steht jetzt fest, daß die Ägypter sich des Indigos bei der Färbung ihrer Zeuge bedienten, welches ihnen nur aus Indien zugeführt werden sein kann; dann sind unter den Zeugen, mit welchen die Mumien umwunden wurden, Musseline gefunden, die ebenfalls indischen Ursprungs sind“. (Vgl. Christian Lassen, seiner Zeit Professor an der Universität Bonn: „Indische Altertumskunde“. Verlag Koenig, Bonn 1849. Band II. S. 596.)

or queen in the world but might be glad to wear them was the concluding remark of that keen observer on the excellence of those clothes”<sup>271</sup>.

Ständige Besserung sowohl in Hinsicht auf die Nützlichkeit wie die künstlerische Gestaltung begleitete den Werdegang der indischen Industrie, so daß “a piece of the finest muslin 20 yards long and one yard wide could be made to pass through a finger ring and required 6 months to manufacture”<sup>272</sup>. Indische Stoffe wurden zur Mode europäischer Damen, die sie so gern trugen, daß man selbst, als der Staat (z. B. Frankreich seit 1700) ihren Gebrauch verbot, die Gefahr nicht scheute, dem Gesetz Widerstand zu leisten und die indischen Stoffe einschmuggelte<sup>273</sup>! „Aber natürlich“, erzählt Werner Sombart, „blieben die Verbote erfolglos; wir sehen, daß sich die eleganten Damen von Paris in Cottons kleideten, wenn sie auf ihrem Landgut waren“<sup>274</sup>.

Kurz und gut — man braucht irgendein authentisches Buch über die altindischen Industrieerzeugnisse zu lesen, um sich von deren Vortrefflichkeit zu überzeugen. War doch, längst bevor eine fremde Herrschaft in Indien begründet wurde, der Ruf indischer Waren bis ins Innerste von Afrika, Asien und Europa gedrungen<sup>275</sup>! Bildete doch die Sehnsucht nach indischen Schätzen und Reichtümern (an deren Vorhandensein man nicht zweifelte, weil man ja selbst die wunderbaren Museline und dergleichen bezog) das Hauptmotiv für manche der abenteuerlichen See- und Entdeckungsfahrten, die mit Columbus’ Fahrt nach Amerika und Vasco de Gamas Umsegelung des Kaps der guten Hoffnung ihre ersten großen Siege errangten.

In jener Zeit, als die Dacca-Musline, Kashmir-Shawls und Benares-Tücher Weltberühmtheit genossen und fast jede Stadt große Webereien besaß, und vom Himalaja bis zum Kap Comorin, von Sindh bis Bengal in jedem Dorf gesponnen wurde, also in der Blütezeit indischer Heimindustrie, kam eine fremde Rasse, die bald Macht über das ganze Land bekam. Zum Unglück betrachtete sie es nicht als ihre Heimat.

Mit der Begründung der britischen Herrschaft begann der Niedergang der einheimischen Industrie Indiens. Mit Mitteln, die nicht immer ehrlich waren, ging die englisch-indische Verwaltung vor, die indische Industrie auszurotten. Die Geschichte der vielen

<sup>271</sup> “Commercial Relations between India and England”. S. 25.

<sup>272</sup> D. R. Gadgil: “The Industrial Evolution of Indies in Recent Times”. Humphrey Milford, London etc. 1924. S. 30.

<sup>273</sup> Prof. Sombart: „Luxus und Kapitalismus“. Duncker & Humblot, München und Leipzig 1913. S. 146.

<sup>274</sup> Ibid. S. 146.

<sup>275</sup> Es ist bezeichnend für die Verbreitung indischer Waren (oder wenigstens ihres Rufes), daß Columbus nicht Amerika, sondern Indien entdecken wollte!

Verfolgungen und Unterdrückungen derer, die dem Vertilgungsprozeß Widerstand leisteten, ist zu traurig und zu lang, um hier erzählt zu werden. Die Tatsache genügt, daß die englische Verwaltung in systematischer Weise vorging, um Indiens Industrie zu vernichten.

Zuerst wurde die Ausfuhr der indischen Textilwaren durch hohe Zölle erschwert<sup>276</sup>. Aber als man sah, daß die indische Textilindustrie dank ihrer Qualität in der Lage war mit der englischen nicht nur in europäischen Märkten und denen des fernen Ostens, sondern auch selbst in englischen Märkten erfolgreich zu konkurrieren<sup>277</sup>, verbot man die Einfuhr indischer Textilwaren in England<sup>278</sup>.

“Free trade”, sagt Sir V. Chirol, “was a British creed imposed on India, as she was repeatedly assured, for her own good (!). All the greater was Indian resentment when England herself imposed upon India a departure from the sacred principles of Free Trade as soon as Lancashire began to feel the pinch of Indian competition. At the behest of Whitehall the Government of India imposed an excise duty on Indian cotton manufactures equal to the customs duty on British imports of similar goods. It was a thinly-veiled measure of protection for Lancashire at the expense of India, and the sophisticated arguments by which it was defended rankled as deeply as the thing itself”<sup>279</sup>.

“These duties”, gesteht ein anderer Engländer, “which were deliberately imposed in order to enable English manufactures to undersell the Indian artisan, have long been repealed, but they did their Work. The introduction of Manchester goods has been accompanied by the collapse of indigenous industries”<sup>280</sup>.

“Had India been independent”, sagt Prof. H. Wilson, “she would have retaliated, would have imposed prohibitive duties upon British goods, and would thus have preserved her own production industry from

<sup>276</sup> “Numerous pamphlets were written against the growing importation of Indian silks from 1700 onward ... and heavier duties were laid on the importation (of calicoes, muslins, and India wrought silks)”. (Bal Krishna: “Commercial relations between India and England”. 1924. S. 256—257.)

<sup>277</sup> Vgl. Sir V. Chirol: “India”. Benn, London 1926. S. 185—199.

<sup>278</sup> “In 1720 ... England ... absolutely prohibited the wear and use of Indian silks and calicoes under the penalty of £ 5 for each offence on the wearer, and of £ 20 on the seller”. (Vgl. das Kapitel über “Protection against Indian Textiles” bei Prof. Bal Krishna: “Commercial Relations between India and England”. Routledge, London 1924. S. 255—275.)

<sup>279</sup> Sir V. Chirol: “India”. Benn, London 1926. S. 189—190.

<sup>280</sup> Sir H. Cotton: “New India”. Trübner, London 1904. S. 89.

annihilation. This act of selfdefence was not permitted her; she was at the mercy of the stranger. British goods were forced upon her without paying any duty, and the foreign manufacture employed the arm of political injustice to keep down and ultimatly strangle a competitor with whom he could not have contended on equal terms”<sup>281</sup>.

Es ist unmöglich, den Schaden, der Indien durch Vernichtung seiner Heimindustrie erwächst, richtig einzuschätzen, wenn man nicht genau über die Notwendigkeit einer solchen orientiert ist.

Das industrielle Problem Indiens ist ganz anders als das europäische. Erstens ist Indien ein landwirtschaftliches Land und als solches ist seine Bevölkerung auf weite Flächen zerstreut — sie lebt nicht in den Städten, sondern hauptsächlich in Dörfern; von 319 Millionen Menschen sind kaum 33 Millionen, also nur 10 %, städtisch<sup>282</sup>. Die Natur der Dinge gebietet es, Heimindustrie zu treiben in einem Land, wo es im Vergleich zu nur 2316 Städten (towns) nicht weniger als 685 665 Dörfer (villages) gibt<sup>283</sup>, wo überall keine Betriebe eingerichtet werden können.

Zweitens ist die Notwendigkeit einer Heimindustrie daraus erklärlich, daß die landwirtschaftlichen Arbeiter und Bauern 4 Monate lang vollständig beschäftigungslos sind. Es ist eine Unmöglichkeit, Großbetriebe zu schaffen, die eine ungeheure Bevölkerung wie die indische für nur vier Monate beschäftigen können. Eine Arbeitsmöglichkeit kann es für sie nur dann geben, wenn sie irgendeine Heimindustrie während der Zeit treiben, in der keine Arbeit auf den Feldern zu besorgen ist, um nachher die landwirtschaftliche Tätigkeit wieder aufzunehmen! Auf diese Weise, wie es ehedem tatsächlich der Fall war, hätte die Bevölkerung das ganze Jahr hindurch Beschäftigung. Welch ungeheure Verschwendungen der menschlichen Kräfte, jetzt, wo es keine Heimindustrie in Indien gibt, getrieben wird, ist leicht aus den folgenden Tatsachen zu ersehen.

In der Provinz „Punjab“, rechnet Mr. Calvert, hat der Bauer durchschnittlich nur 150 Tage im Jahr Beschäftigung<sup>284</sup>, die übrige Zeit wird vergeudet. Es ist deshalb kein Wunder, wenn man erfährt, daß es vielleicht nirgends auf der Welt so viel Müßiggänger gibt und in keinem Land so viel Zeit vergeudet wird wie

<sup>281</sup> Zitiert bei Cotton: *Ibid.* S. 90. (Im Original ist der Text im gewöhnlichen Druck.)

<sup>282</sup> „Statistical Abstract for Br. India“. S. 5.

<sup>283</sup> „Statistical Abstract for Br. India“. S. 4.

<sup>284</sup> Vgl. sein Buch: „The Wealth and Welfare of the Punjab“. London 1922.

in Indien. Und das kommt nicht daher, weil die Leute etwa faul wären, sondern einfach, weil sie keine Beschäftigung haben. So- gar „der Durchschnittsparia arbeitet gern und gut, wenn er Arbeit hat, und daß er oft keine Arbeit hat, ist nicht seine Schuld“, erklärt mit Recht der Deutsche Hans Gehring<sup>285</sup>.

Wenn wir auch die außerordentlich geringen Beschäftigungstage für die Bauern in Punjab nicht als Maßstab für das ganze Indien nehmen dürfen, so können wir uns doch kaum irren, wenn wir annehmen, daß die gesamte männliche Landbevölkerung Indiens keineswegs mehr als 245 Tage im Jahr zu tun hat. Mindestens 120 Tage ist sie vollständig beschäftigungslos. Die weibliche Bevölkerung hat zwar nie monatelange „Ferien“ (denn sie hat immer mit dem Haushalt zu tun), aber ihr Tagespensum ist nie so groß, daß der Arbeitstag (8 Stunden) vollständig ausgefüllt wäre. Bei der großen Anzahl weiblicher Arbeitskräfte, die (vergessen wir nicht) in jedem Haus (Familiensystem!) zusammen arbeiten, wird die Arbeit schnell verrichtet, so daß mehr oder weniger jede indische Frau von den 8 Arbeitsstunden am Tage sicherlich 3 wegen des Mangels an passender Beschäftigung vergeudet muß. Nicht allein die ländliche Frauen-Bevölkerung Indiens vergeudet mindestens 3 Stunden pro Tag, sondern auch die städtischen, weil gerade die letztere unter dem Zwang des „Purdahsystems“ zu leiden hat und deshalb zur Untätigkeit — außerhalb ihres Hauses — verurteilt ist. Nun gibt es in Indien etwa 63 Millionen männliche Agrarbevölkerung, die in dem Alter von 15—55 steht<sup>286</sup>. 63 Millionen also vergeuden 120 Tage oder (1 Tag = 8 Stunden) 960 Stunden im Jahre. In anderen Worten vergeudet die männliche Agrarbevölkerung Indiens nicht weniger als 60 Milliarden, 480 Millionen Arbeitsstunden.

Die weibliche Bevölkerung Indiens, die in dem Arbeitsalter (15—55) steht, ist nach amtlichen Angaben über 82 Millionen; wenn unsere Annahme betr. der Zeitvergeudung der indischen Frau richtig ist, so stellt dann die von der gesamten weiblichen Bevölkerung vergeudete Zeit im Jahr die ungeheure Zahl von 89 Milliarden, 790 Millionen Arbeitsstunden dar!

Die gesamte indische Bevölkerung also, die in den besten arbeitsfähigen Jahren steht, muß (nur wegen des Mangels an Heimindustrie) also 150 270 000 000 Arbeitsstunden alljährlich verlieren. Selbst wenn wir hiervon 50 Milliarden, 270 Millionen durch Krankheit, Faulheit usw. als „nicht möglich zu leisten“ betrachten und abrechnen, so bleibt dennoch die Tatsache, daß der jährliche Verlust an Arbeitsstunden 100 Milliarden

<sup>285</sup> „Indien, das alte Wunderland und seine Bewohner“. Bd. I. S. 75.

<sup>286</sup> Siehe „Statistical Abstract“. London 1925. S. 23.

beträgt<sup>287</sup>. Wenn wir nur 2 Pf. als Lohn für jede Stunde anrechnen, dann bedeutet es für Indien einen Verlust von 2 Milliarden Reichsmark, die ihm jedes Jahr verloren gehen, weil es dort keine Heimindustrie gibt. Daß diese Summe keineswegs das Maximum, sondern vielmehr eine Unterschätzung bedeutet, muß ein jeder zugeben.

Vielleicht würde man hier einwenden, daß es noch nie Zeiten gegeben habe, in denen die ganze Bevölkerung Indiens beschäftigt worden sei. Zugegeben, daß dies der Fall gewesen ist. War es nicht die Pflicht des britisch-indischen Staates, die Heimindustrie Indiens zu erweitern und zu vervollkommen? Hat sie nicht — nach den am Anfang dieses Abschnittes angegebenen Quellen — mit vollem Bewußtsein Indiens einheimische Industrie vernachlässigt und sie sogar dem englischen Interesse preisgegeben? Durch die Vernichtung der indischen Heimindustrie sind Millionen brotlos geworden, und Brotlosigkeit kommt von Arbeitslosigkeit — denn die meisten Inder leben von der Hand in den Mund.

Selbst wenn wir annehmen, daß die Regierung niemals ihre Gewalt mißbraucht hätte, die indische Industrie zu unterdrücken, kann die Regierung von der Schuld, die indische Industrie vernichtet zu haben, nicht freigesprochen werden. Eine Indiens Wohl wünschende Regierung hätte den Import englischer Stoffe einfach verboten oder doch so hoch mit Einfuhrzoll belegt, daß die indische Heimindustrie konkurrenzfähig wäre. Das hat die englische Regierung nicht getan. Ruhig sah sie zu, wie eine blühende Industrie von englischer Konkurrenz, die nicht selten mit unehrlichen Mitteln geführt, vollständig vernichtet wurde. Angesichts dieser Umstände ist es interessant erzählt zu bekommen, daß "British People wish to govern India for the good of the people in it"<sup>288</sup>. Mag sein. Aber „geschichtlichem Richterspruch genügt nicht das Wollen, er verlangt Können“<sup>289</sup>. Die Tatsache also bleibt bestehen, daß durch Englands Gewalttherrschaft bzw. Mißbrauch der Staatsgewalt die einheimische Industrie Indiens vernichtet, Millionen arbeitslos gemacht und Unzähligen eine Verdienstmöglichkeit weggenommen ist, da sie die Heimindustrie als Nebenbeschäftigung trieben. Seitdem herrscht in Indien die schlimmste Arbeitslosigkeit. Die Regierung kümmert sich kaum um die Verlassenen. Umsonst sucht man in britischen Gesetzen

<sup>287</sup> „Die erzwungene Untätigkeit von Millionen hat zur Verarmung des ganzen Landes geführt“. Zitiert bei Fülop-Millir: „Lenin u. Gandhi“. Amalthea-Verlag, Zürich 1927. S. 200.

<sup>288</sup> G. R. Parkins: "What England does for India". Auszug bei Prof. H. Pesta: "India. Selection from various authors". Wien-Leipzig 1913. S. 77.

<sup>289</sup> Dietrich Schäfer: „Weltgeschichte der Neuzeit“. Mittler & Sohn, Berlin 1922. Bd. II. S. 444.

und Verfassungen nach einem Artikel, in dem irgend etwas von der Pflicht des Staates, seine Bürger zu beschäftigen, gesagt wird<sup>290</sup>. Arbeitsbeschaffungsprogramm, von Zeiten der Hungersnot abgesehen, bildet nie die Sorge der britisch-indischen Minister. Ist man dort arm und arbeitslos, so sei ihm Gott gnädig; den Staat als solchen geht es nichts an, wenn Millionen Menschen ohne Beschäftigung umherlaufen und Milliarden Arbeitsstunden vergeudet werden. Und das ist die Tragödie des indischen Volkes — das ist die größte Ursache der indischen Armut.

#### 4. Das Steuersystem.

“As is usual, when principles and interests coincide the world accepts the more ungenerous explanation that the interests are the real explanation of conduct”.

J. R. Mac Donald<sup>291</sup>.

Überall bilden die Steuern eine unliebsame und doch unvermeidliche Forderung, die in unserem Leben eine so große Rolle spielt. Niemand zahlt die Steuern gern und mehr oder weniger empfindet es jeder als eine ungerechte Härte, daß auch er sie zahlen muß. Volkstümliche Bezeichnungen wie „die Schraube ohne Ende“ und die in unseren Spott- und Witzblättern erscheinenden Karikaturen, die die verschiedenen Nuancen des Steuerzahlers darstellen, deuten genug auf die Unpopulärität der Steuern hin. Hat doch selbst Bismarck von seinem Volk gesagt: „Man läßt sich gern schützen, aber zahlt nicht gern“<sup>292</sup>.

Bei diesem Umstand ist natürlich die Gefahr sehr groß, die etwaige Schädlichkeit der öffentlichen Abgaben in übertriebenem Maße zu überschätzen. Es liegt mir nun fern zu behaupten, daß jede Steuer, die von der britisch-indischen Regierung erhoben wird, als indirekte Ursache der indischen Armut zu betrachten ist. Im Gegenteil: Zu den höchsten Verdiensten der britischen Finanzverwaltung rechne ich, daß sie durch Einführung der progressiven Besteuerung und der Einkommensteuer auch die Reichen zum Tragen der Last gezwungen hat. Daß die Reichen unter früheren Regierungen (und heute noch in den meisten einheimischen Staaten) furchtbar wenig zu der allgemeinen Steuerlast beitrugen, war eine Ungerechtigkeit, die nunmehr durch englische Finanzpolitik beseitigt worden ist.

Hat die Regierung einerseits neue gerechte Steuern eingeführt, so hat sie die Fehler früheren Regimes bewußt oder unbewußt bestehen lassen und zum Teil sogar auch noch verschärft;

<sup>290</sup> Vgl. dagegen den Artikel 163 der deutschen Reichsverfassung.

<sup>291</sup> “The Government of India”. The Swarthmore Press, London.

und eben dies zu beweisen, wird in den folgenden Ausführungen versucht. Wir wählen dafür nur die sogenannte "Land Tax" und die Salzsteuer, weil nur diese beiden den Kern des indischen Volkes, und zwar zu dessen Nachteil, treffen.

### a) Die "Land tax".

In Indien herrscht das sogenannte doppelte Landbesitztum. In erster Linie gehört dem Staat das ganze bebaute und unbebaute Land; dann folgen die Grundbesitzer, die natürlich ihr Land wieder an andere verpachten oder, was meistenteils der Fall ist, selbst bebauen können. Der Staat also ist in Indien der „eigentliche“ Grundbesitzer, dessen Rechte jedoch so eingeschränkt sind, daß er den anderen Besitzern nicht kündigen kann<sup>293</sup>. Die letzteren jedoch dürfen mit ihrem Land schalten und walten wie sie wollen. Der Staat, der ja der „eigentliche“ Grundbesitzer ist, zeigt seine Hoheitsrechte alle 20 Jahre, indem er seine Beamten zu den „gewöhnlichen“ oder „wirklichen“ Besitzern schickt, um die in den nächsten 20 Jahren zu zahlende Summe festzustellen<sup>294</sup>.

"Give a man secure tenure of a rock and he will turn it into a garden, give him a nine years lease of a garden and he will turn into a desert" ist eine allgemein verbreitete Ansicht<sup>295</sup>, die ihre verheerende Wirkung überall in Indien ausübt. Kein Wunder, daß Romesh Chandra Dutt diesen unglücklichen Umstand, daß das Land zwei Parteien gehört, als die größte Ursache der indischen Armut betrachtete.

„Die Regierung ... stört die Bodenwirtschaft ständig und revidiert periodisch alle 7, 10 oder 20 Jahre die Steuersätze unter Berücksichtigung der Renten, der Besserungen des acre-Ertrages und der Erntemenge. Diese fortwährende Einmischung, die Überwachung aller Einzelheiten, diese wachsamen Beobachtung und Abschätzung des Gewinnes schreckt vor Kapitalanlagen und Meliorationen ab. Ja noch mehr, dieses System trägt dazu bei, daß den Landwirten die Gewinne, die durch intensive und geschickte Bodenkultur wie durch wissenschaftlich gehandhabte Düngungsverfahren zu erzielen wären, nicht zugute kommen“<sup>296</sup>. Das ist

<sup>293</sup> "Let the state, powerful as it is, try to abolish the right of property in land so that the individual owner of the land cannot do with it as he likes, or leave it to his children after his death! The State cannot attempt any such thing without risking a political revolution of the first magnitude, which would endanger its very existence." (Brij Narain: "Population of India". Lahore 1925. S. 113.)

<sup>294</sup> Die Festsetzung findet in einigen Teilen alle 7, 10 oder auch 30 Jahre statt.

<sup>295</sup> Prof. S. J. Chapman: "Outlines of Political Economy". Longmans, Green & Co., London etc. 1917. S. 132.

<sup>296</sup> D. W. Bannerjea in „Landwirtschaftliche Berichte“. 1926. S. 473.

doch selbstverständlich; denn kein Mensch verwendet seine Energie und sein Geld für ein Land gern, wenn er weiß, daß nach Ablauf von wenigen Jahren ein anderer kommt und durch Erhöhung der Abgaben den Gewinn wegschnappt. Dieses System des doppelten Besitztums, wodurch das Land halb dem Staat und halb dem „Eigentümer“ gehört, ist zweifellos zum großen Teil für den bedauernswerten Zustand der indischen Landwirtschaft verantwortlich<sup>297</sup>.

Noch auf eine andere Weise ist das indische Landsystem verderblich. Die Abgaben an den Staat, die sowohl als Steuern wie als Rente betrachtet werden können und auch tatsächlich, wenn auch von verschiedenen Personen, betrachtet werden, werden einfach alle 7, 10, 20 oder 30 Jahre von „Sachverständigen“, an deren Ehrlichkeit und Sachverständigkeit oft mit Recht gezweifelt worden ist, bestimmt. Da in einer solchen Verfahrensweise der Ungerechtigkeit, Beamtenwillkürlichkeit und Bestechlichkeit freier Spielraum gegeben ist, ist dies System um so mehr zu bedauern, weil die indische Bauernschaft, um diesen Gefahren zu begegnen und die Gunst des „Sachverständigen“ zu erwerben, nicht unbeträchtliche Summen ausgibt. Einen positiven Beweis für die Bestechlichkeit der „Sachverständigen“ zu geben, ist natürlich sehr schwer; man kann nur sagen: Geht in die indischen Dörfer und überzeugt euch von den kleinen und großen Grausamkeiten, die da zum materiellen Schaden der indischen Bauernschaft begangen werden<sup>298</sup>.

Jeder Mensch sucht für eine Handlung, die er begeht, auch eine moralische Berechtigung zu finden. „Jede Gesellschaft neigt dazu, nicht bloß „Legalität“ des Verhaltens zu fordern, sondern auch an seine „Moralität“ mindestens glauben zu machen“<sup>299</sup>. Genau so macht es der Staat, der ja nur „eine durch Regierung und Gesetze in Ordnung gehaltene Gesellschaft“ ist<sup>300</sup>. Dies glaubt die Regierung gefunden zu haben, weil sie die Abgaben als „Rente“, also nicht als „Grundsteuer“, betrachtet. Da alle Abgaben seitens der Grundbesitzer einfach „Rente“ sein sollen, so ist es kein Wunder, wenn die Regierung annimmt, die Massen des indischen Volkes trügen nicht zu der allgemeinen Steuerlast bei, welchen Umstand sie durch die Einführung der Steuern auf Verbrauchsgegenstände beseitigen will, von denen für die in-

<sup>297</sup> Dasselbe System ist, vermute ich, für die sinnlose Verschwendungen bei Hochzeiten und ähnlichen Feiern verantwortlich zu machen. Denn es ist klar, keiner (oder doch wenige) ist so ideal gesinnt, um sein Geld für die Gemeinschaft, will sagen den britisch-indischen Staat, zu opfern.

<sup>298</sup> Vgl. D. N. Bannerjea: „Die Landwirtschaft in Indien“. (Bericht über Landwirtschaft. Berlin 1926. S. 442—451.)

<sup>299</sup> Carl Brinkmann: „Gesellschaftslehre“. Springer, Berlin 1925. S. 14.

<sup>300</sup> René Worms' Definition. Vgl.: „Soziologische Lesestücke“. Bd. I. Braun, Karlsruhe 1926. S. 96.

dischen Verhältnisse nur ein einziger geeignet war. Den entdeckten die englisch-indischen Steuerbeamten, um ihn so hoch wie möglich zu besteuern. Es war das Salz.

### b) Salzsteuer in Indien.

Arm wie die Menschen in Indien sind, verwenden sie das Meiste von ihrem Einkommen auf die absoluten Bedürfnisse. In der Regel verwenden die Armen gut über die Hälfte — Brij Narain rechnet 68 %<sup>301</sup> — ihres Einkommens nur für Nahrungsmittel. Die Besteuerung eines so unentbehrlichen Nahrungsmittels, wie es das Salz ist, mußte also für die Armen verhältnismäßig zu hoch sein, was auch tatsächlich der Fall ist.

Die Prinzipien, nach denen Salz als ein legitimer Gegenstand der Besteuerung betrachtet wird, wurde von dem Herzog von Argyle, dem damaligen Staatssekretär für Indien, im Jahr 1869 in folgenden Worten dargelegt:

“It is impossible in any country to reach the masses of the population by direct taxes. If they are to contribute at all to the expenditure of the state, it must be through taxes levied upon some articles of universal consumption. If such taxes are fairly adjusted, a large revenue can be thus raised, not only with less consciousness on the part of the people, but with less real hardship upon them than in any other way whatever ... It is the duty, however, of the government to see that such taxes are not so heavy as to bear unjustly upon the poor, by amounting to a very large percentage upon their necessary expenditure”<sup>302</sup>.

Die Annahme, daß die Massen nichts zu den Ausgaben des Staates beitragen, beruht auf der irrtümlichen Ansicht, daß die ganzen Staatseinkünfte vom Land nur „Rente“ darstellen, also überhaupt keine Grundsteuer enthalten. Außerdem ist die Vorsichtsmaßregel — „es sei die Pflicht der Regierung, zu verhindern, daß solche Steuern nicht einen großen Prozentsatz der notwendigen Ausgaben der Armen darstellen“ —, wie es leicht vorzusehen war, stets auf dem Papier geblieben.

Das Durchschnittseinkommen der Inder ist zu gering — nach amtlichen Angaben verdient die indische Agrarbevölkerung kaum ein halbes £ pro Kopf im Monat —, um nur für die kärgsten Lebensnotwendigkeiten auszureichen und eine Steuer von auch nur einigen Pfennigen muß unbedingt für ein Volk zur Quelle unsagbarer Leiden werden, in dem einer durchschnittlich kaum 12 RM. monatlich verdient. Wenn wir uns erinnern, daß daselbe auch Menschen hat, die Riesensummen verdienen, so wird

<sup>301</sup> „Population of India“. Lahore 1925. S. 188.

<sup>302</sup> Zitiert bei C. N. Vakil: „Financial Developement in Modern India“. King, London 1925.

uns klar, wie wenig das Einkommen der Armen sein muß, um den Durchschnitt auf nur 12 RM. herabzudrücken.

Es ist zweifellos richtig, worauf ja der "Duke of Argyle" selbst hinweist, daß der Durchschnittsinder sich dessen nicht bewußt ist, daß er auf Salz Steuer bezahlt. Deshalb bleibt die verarmende Wirkung doch bestehen. Er fühlt den Druck, aber ist unfähig die Ursache seiner Leiden, den Grund seiner Qualen, die (wenn auch zum Teil) von der Salzsteuer verursacht werden, wegen der Unwissenheit zu erklären.

Es wäre vieles wieder gutgemacht, wenn von dem in so verschiedenen Weisen „ersparten“ und „erworbenen“ Geld wenigstens ein guter Gebrauch gemacht worden wäre. Damit nicht genug, das Geld von Tausend und einer Quelle zu gewinnen, treibt der englisch-indische Staat einen groben Mißbrauch mit dem Geld der indischen Nation.

### 5. Mißbrauch des indischen Geldes.

"Misrule cannot exist without an overgrown army, and wasteful military expenditure cannot live but by misrule"<sup>303</sup>.

Daß das indische Geld von den Engländern oft — leider zu oft — mißbraucht wird, ist eine besonders außerhalb Indiens häufig verkannte Tatsache. Um diese anscheinend kühne Behauptung zu beweisen, könnte man, soviel ich denken kann, drei Gründe angeben:

a) Erstens wird das indische Geld für Militärzwecke benutzt, die eigentlich für Indien gar nicht notwendig sind. Im Rahmen des englischen Imperialismus wird Politik getrieben, für deren Kosten Indien das Geld aufbringen muß.

Trotz aller apologetischen Aussagen der britischen Behörden ist der Mißbrauch des indischen Heeres so groß, daß es doch ab und zu vorkommt, daß englischerseits Bemerkungen entschlüpfen, die die wahre Absicht keineswegs verborgen. Eine so pro-britisches verfaßte Darstellung wie "The Encyclopedia of the British Empire" sagt z. B.:

"The government of India maintains armed forces comprising 470 000 men for the defence of the country, and in order to provide military assistance to the British Empire in time of war"<sup>304</sup>.

Dasselbe meint der englische Nationalökonom Sir R. Giffen: "The Indian Army is freely used for imperial and general pur-

<sup>303</sup> W. M. Torrens: "Empire in Asia". Trübner, London 1872. S. 412.

<sup>304</sup> Herausgeber C. W. Domfille-Fife. Rankim, Bristol 1923. Bd. II. S. 374.

poses, and is not employed exclusively for local defence”<sup>305</sup>.

Ein Beispiel hierfür bilden die Leistungen der indischen Armee während des Weltkrieges<sup>306</sup>. Man stelle sich die Lage vor. Auf dem europäischen Kontinent bricht der Krieg aus, in den sich auch England einmischt. Was ging also der europäische Krieg Indien an? Zumal da Rußland und Japan auf englischer Seite kämpften, hatte Indien keine besondere Ursache, sich durch den Ausbruch des Krieges besonders bedroht zu fühlen. Dennoch wurde Indien alarmiert, die Entstehungsgeschichte des Krieges so hingestellt, als ob das britische Reich angegriffen worden wäre<sup>307</sup>. Für die Sache der Belgier, der Humanität, der Gerechtigkeit, der Freiheit und der Demokratie sollte der Inder nicht nur sein Hab und Gut opfern, sondern auch sein Leben aufs Spiel setzen.

Binnen eines Monats nach Kriegsausbruch meldete der Vizekönig, daß sogar die indischen Fürsten bereit seien, das „bedrohte“ Imperium zu verteidigen. Schon im Oktober waren die indischen Soldaten am französischen Kriegsschauplatz, um für eine Sache zu sterben, die sie gar nichts anging. Über eine Million Menschen haben am Kriege teilgenommen, über ein Hunderttausend sind auf dem Felde der Ehre für „ihr“ Vaterland gestorben. 100 000 000 £ hat das arme Indien den Engländern geschenkt (wirklich geschenkt!) und alle indischen Heere auf eigene Kosten erhalten und sie mit Kriegsmaterial versorgt<sup>308</sup>.

Ein Engländer, der lange Zeit im „Kolonial-Amt“ tätig war, spricht von der „stets bereiten indischen Armee“ und fährt fort: “Through the whole war, in many campaigns and on many fields, the Indian army played manfully its part. Indian soldiers were at the capture of Tsingtau in China, they guarded the Suez Canal, they served in East Afrika, one Indian battalion fought in the Cameroons, Mesopotamia was especially within their sphere. In Palestina, in 1918, when the crisis on the western front called of to France a large proportion of Albenby’s British soldiers,

<sup>305</sup> „Economic Inquiries and Studies“. Bell, London 1904. Bd. II. S. 375.

<sup>306</sup> Eine ausführliche Darstellung gibt jetzt das von Sir Charles Lucas herausgegebene Sammelwerk: „The Empire at War“. Humphrey Milford, London etc. 1926. Bd. V. S. 153—352.

<sup>307</sup> Vgl. die Rede des neuseeländischen Premierministers auf der „Imperial Conference“ im Jahre 1917, angegeben bei Lucas: „The story of the Empire“. Collins, London 1924. S. 252—253.

<sup>308</sup> Vgl. den Artikel über Indien von Lord Meston in dem Sammelwerk „The British Empire“. Collins, London 1924. Bd. I. S. 183. „Man darf wohl sagen“, sagt ein französischer Kenner des britischen Reiches, „daß Indien es gewesen ist, das Mesopotamien erobert und die Türkei besiegt hat“. Albert Demangeon: „Das Britische Weltreich“. Vowinckel, Berlin 1926. S. 290.

from India came the men to replace them ... Great in the war was the record of the Princes and Peoples of India" <sup>309</sup>.

Nicht ohne schwere Erschütterungen hat Indien diese Opfer bringen müssen. Zu Hause hungerten Millionen, auf daß die Heere zu essen bekamen. Der unproduktive Teil der indischen Staatsschulden wuchs von 200 Millionen auf 3000 Millionen Rupien; die unproduktiven Schulden haben sich also hauptsächlich wegen des Weltkrieges verfünfzehnfacht <sup>310</sup>!

Ein sorgfältiger Blick auf die folgende Tabelle <sup>311</sup> genügt, um zu zeigen, in welchem Maße Indiens Staatseinnahmen für Militärzwecke verwendet werden.

Land	Jahr	Einnahmen	Militärkosten <sup>312</sup>	Prozent- satz d. M. z. E.
Südafrika	1924—25	£ 26 092 000	911 357	3,5
Kanada	1924—25	D 346 834 479	12 293 685	3,9
England <sup>313</sup>	1925—26	£ 826 000 000	120 513 000	14,0
Frankreich <sup>313</sup>	1925	Fr. 32 853 095 276	5 168 922 867	15,7
Ver. St. v. Am.	1925	D 3 780 118 684	708 029 889	18,9
Japan	1925	Yen 1 524 399 028	293 224 550	19,0
Australien	1924—25	£ 68 854 809	28 482 761	41,0
Indien <sup>313</sup>	1925—26	Rup. 1 306 797 000	602 617 000	46,0

Man sieht, kein Staat verwendet soviel von seinen Einnahmen wie der englisch-indische <sup>314</sup>. Am nächsten kommt ihm Australien mit 40 %. Die außerordentlichen Militärausgaben werden dort

<sup>309</sup> Sir C. Lucas: "The Story of the Empire". Collins, London 1924. S. 255—256.

<sup>310</sup> "The ordinary, unproductive, floating and funded debt has increased during the ten years after 1914 from less than 20 crores to nearly 300 crores — all due absolutely and exclusively to the European War". (K. T. Shah and Khambata: "Wealth and taxable Capacity of India". Bombay 1924. S. 274.) "On March 38, 1925, 290.59 crores (Of the Indian debt) were unproductive". ("The Statesmans Year-Book". 1926. S. 126.) Die Angaben von Shah und Khambata betr. der unproduktiven Schuld werden also vom Statesmans Year-Book bis auf 9,41 crores (was ganz minimal ist) bestätigt.

<sup>311</sup> Nach dem "Statesmans Year-Book". 1926. S. 32, 33, 124, 230, 231, 281, 282, 344, 449, 853 und 1033.

<sup>312</sup> In den Militärkosten sind (wo solche Kosten vorhanden waren) auch solche für Kriegsschiffe und Kriegs-Luftgeschwader enthalten.

<sup>313</sup> Budget Estimate.

<sup>314</sup> In einem Artikel über Indien erzählt A. Smedley: „Da die Dienstperiode für englische Soldaten in Indien kurzfristig ist, werden stets neue Rekruten nach Indien gesandt, während ausgebildete Mannschaften zurückkehren, um in die englischen Reserven gestellt zu werden. Auf diese Weise werden innerhalb weniger Jahre Tausende von Engländern zum Militärdienst ausgebildet. Selbst die Kosten für den Transport dieser Rekruten nach und von Indien werden aus indischen Einkünften gedeckt.“ (Siehe die „Zeitschrift für Geopolitik“. 1925. S. 397—398.)

hauptsächlich aus zwei Gründen verursacht. Australien hat erstens bei der großen Unterbevölkerung zur Verteidigung seines Landes Militärpflicht einführen müssen. Die Nähe eines aufsteigenden ostasiatischen Staates, der auch bei mehreren Fällen militärische Tüchtigkeit gezeigt hat, mag das Vorgehen der australischen Regierung rechtfertigen. Aus demselben Grund können wir den zweiten Teil verstehen. Zur Bewachung seiner langen Küste braucht Australien eine eigene Flotte, die es sich zu bauen vorgenommen hat, was es auch tatsächlich nach seinen Kräften durchführt. Diese beiden Umstände erhöhen natürlich die Militärkosten.

Indien hat keine solche Gefahren zu befürchten — trotzdem bilden die Militärkosten nicht weniger als 46 % der Einnahmen. Ist es nicht verwunderlich, daß ein Staat, der kaum 200 Millionen für die Bildung des indischen Volkes ausgibt, 600 Millionen für das Militär verwendet?

“A large part of the army in India — certainly one half — is an Imperial army which we require for other than purely Indian purposes, and its costs, therefore, should be met from Imperial and not Indian funds”<sup>315</sup>. Gegenüber solchen und ähnlichen Protesten und Vorwürfen hat die Regierung ein derartiges Stillschweigen bewahrt, daß es beinahe verdächtig erscheint. Die Schweigsamkeit seitens der Zivil- und hauptsächlich Militärbehörden verrät das böse Gewissen und beweist, daß sie nicht den Mut haben, den Tatsachen zu widersprechen.

Wäre das indische Militär nur für die Verteidigung Indiens gehalten, dann hätten wir nichts dagegen einzuwenden gehabt. Wie die Dinge nun einmal liegen, ist es unmöglich zu leugnen, daß ein großer Teil des indischen Heeres vollständig überflüssig und deshalb die Kosten seiner Erhaltung nichts anderes als der bewußte Mißbrauch des indischen Geldes ist.

b) Zweitens ist der Umstand als Mißbrauch des indischen Geldes zu betrachten, daß die Angehörigen des englischen Königshauses auf unsere Kosten in Indien monatelange Reisen machen, bei denen sinnlose Verschwendung herrscht. Es war im Winter 1875/76, daß der Prinz von Wales auf die erste jener indischen Reisen geschickt wurde, „die seitdem zu den Pflichten der englischen Thronfolger gehören und namentlich die dynastische Interessengemeinschaft mit den indischen Eingeborenenfürsten zu pflegen bestimmt sind“<sup>316</sup>. Aber sind die Besuche des Prinzen von Wales und anderer königlicher Mitglieder eine so große Notwendigkeit, daß Indien für die Reisekosten aufkommen

<sup>315</sup> Ramsay Mac Donald: “The Government of India”. S. 154.

<sup>316</sup> Carl Brinkmann: „Englische Geschichte. 1815—1914“. Berlin 1924.

muß<sup>317</sup>? Niemand weiß genau, wieviel Geld bei einem solchen Besuch vergeudet wird. Daß es keine unbeträchtliche Summe sein muß, kann man sich schon denken<sup>318</sup>.

Überblickt man alle Einzelheiten, die mehr oder wenig politische Ursachen der indischen Armut bilden, so kann man in N. Mac Nicols Worten<sup>319</sup>, die er zwar im Jahr 1908 schrieb, aber auch anderthalb Jahrzehnte später ohne jede Bemerkung erscheinen ließ, ruhig sagen:

"In India, whether or not the country as a whole, as some maintain, is growing richer, there can be little question that for the great mass of its inhabitants distress and hunger are no farther from them today than they were of old. It is not that we have not won the hearts of this people; we have not even satisfied their hunger. The one aim that Britain sets before herself in the government of lands like India and Egypt is the bringing to them of a material content. If she has failed to accomplish that she can boast of no success. And certainly in India she has not succeeded."

---

<sup>317</sup> „Wenn der Prinz kommt, so kommt er ... das Loblied einer Regierung zu singen, die verantwortlich ist für die Erniedrigung des Pandschab ... für die Verarmung des Landes und für die Schwächung seiner Bevölkerung. Es ist ein Verbrechen an Indien, Millionen von Rupien auszugeben für ein bloßes Schaugepränge, wenn Millionen von Menschen im Zustand chronischer Erschöpfung dahinleben.“ (M. K. Gandhi: „Jung Indien“. S. 383—384.)

<sup>318</sup> Als dritter Punkt wären die außerordentlich hohen Gehälter der englischen Beamten in Indien — der Vizekönig bekommt jährlich 256 000 Rupien, während das höchste Gehalt eines Gouverneurs von einem der Vereinigten Staaten von Amerika jährlich nur 10 000 Dollar (40 000 Rupien) beträgt — zu betrachten. Da ich nunmehr Ramsay Mac Donalds Argument, daß die Gehälter für die englischen Beamten in Indien notwendig sind, kennen gelernt habe, lasse ich vorläufig diesen Punkt fallen, da mir hier sowohl Material zum Einstudieren wie zum Nachprüfen der Mac Donald'schen Angaben fehlt. (Siehe R. Mac Donald: "The Government of India". S. 146—147.)

<sup>319</sup> "The Making of Modern India". Humphrey Milford, London etc. 1924. S. 7.

---

## IV. Schlußfolgerungen.

„Überblickt man die zwei Hauptbedingungen des Volkswohlstandes, nämlich Bodenschätze und Arbeitskräfte, so muß uns Indien als Land unbegrenzter Möglichkeiten erscheinen“. — Earl of Ronaldshay<sup>320</sup>.

Betrachtet man die Grundlagen, auf denen der Wohlstand des indischen Volkes beruht, so ist man erbittert ob der tragischen Ironie, daß es gerade demjenigen Volke, dem die Natur so reichlich geschenkt hat, auf Gottes weiter Erde am schlimmsten geht. Denn Indien ist das ärmste Land der Welt<sup>321</sup>, in dem nicht allein 50 Millionen Tag für Tag hungern, sondern fast doppelt soviel an Unterernährung leiden. Die überwältigende Mehrheit der indischen Bevölkerung steht auf dem niedrigsten Niveau der Lebenshaltung und selbst die Reichen verbringen ihr Dasein in einer Weise, die wenig (wenn überhaupt) mit Kultur zu tun hat. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, die jedoch das Gesamtbild kaum beeinflussen.

Infolge der schlechten Ernährung und des niederen Standes der Lebenshaltung sind die Hungersnöte und Epidemien keineswegs an Umfang und Häufigkeit seltener geworden: allenthalben herrscht tiefes Elend. Veranlagt wie die Menschen sind, suchen sie, wenn auch auf Kosten späteren Glückes, für einige kurze Stunden durch Genuß des Alkohols ihr Elend zu vergessen. Das Gespenst des Alkoholismus ist im Werden: noch kann man es vertilgen. In wenigen Jahrzehnten wird es eine Riesengestalt angenommen haben, die auszurotten ganz unmöglich sein wird. Bedauerlich, daß in Indien nichts gegen den Alkoholismus getan wird; im Gegenteil, es liegt der Verdacht vor, daß im Interesse der Einkünfte der Alkoholismus in Indien künstlich großgezüchtet wird<sup>322</sup>.

---

<sup>320</sup> „Indien aus der Vogelschau“. Brockhaus, Leipzig 1925. S. 123.

<sup>321</sup> Über das westliche Punjab, das ist der ärmste Teil der Provinz, sagt Darling: “For four months of the year people live mainly upon dates, and so poor are some that in years of scarcity the very date stones are ground into flour”. (“The Punjab Peasant in Prosperity and Debt”. London 1925. S. 122.)

<sup>322</sup> “The governments Policy . . . of minimising temptations to those who do not drink, and preventing excesses amongst those who do has never been carried out, nor any attempts made to give effect to it. On the contrary, every plan that ingenuity could devise, every scheme that experience could suggest, have been utilised and pursued for increasing the revenue from this evil and nefarious traffic”. (Badrul Hassan: “The Drink and Drug Evil in India”. Ganesh & Co., Madras 1922. S. 93.)

Was die natürlichen Umstände anbelangt, die bei der Bildung des Volkswohlstandes eine Rolle spielen, so ist Indien ein von der Natur reich gesegnetes Land. Die geographische Lage ist günstig. Unglaubliche Reichtümer liegen unter der Erde verborgen, für deren Nutznießung zwar ein Anfang gemacht worden ist, jedoch nicht von Indern.

“The tragedy of the economic situation in India to-day is not that the country is subjected to the evils and incidental disadvantages of an industrial and capitalistic organisation ... but that these evils and hardships are borne for the benefit of foreigners who exploit her material resources and grow wealthy on them”<sup>323</sup>.

„Ausbeutung“, lehrt uns E. A. Roß, „ist offener, unbarmherziger und hartnäckiger zwischen Ungleichen als unter Gleichen. Starkes Stammes-, National- oder Sektenbewußtsein verhindert die Ausbeutung innerhalb eines Stammes, einer Nation oder einer Religionsgemeinschaft. Am schlimmsten äußert sich die Ausbeutung unmittelbar nach der Eroberung“<sup>324</sup>, eine Wahrheit, deren Richtigkeit Indien am eigenen Körper hat erfahren müssen.

“In the case of the labourers — poverty, disease, vice and crime — these are the evils of modern industry due to overcrowding and destruction of home. In the case of intellectual classes, the congestion and crowding in the professions, due to their neglect of productive pursuits, have similar evils and social dangers: poverty, sterility of mind, palsy of heart, decline of birth rate and physical degeneration. ... The new cult has its places of worship the filthy, overcrowded, uninhabitable bustis (slums) where there are installed the three Devils, Drink, Disease and Destitution, and the gruesome and terrible sacrifices, the health and virtue of our men, the chastity and honour of our women, and the vigour and brightness of our children”<sup>325</sup>.

Fremd ist die industrielle Herrschaft in Indien — fremd ist das Kapital: fremd auch die Regierung. Schutzlos ist der Arbeiter den grausamen Umständen ausgeliefert; er verdient kaum soviel, um sich satt essen zu können<sup>326</sup>. Während die Menschen daheim

<sup>323</sup> Wadia and Joshi: “The Wealth of India”. Macmillan, London 1925. S. 156.

<sup>324</sup> Vgl. die „Gesetze der Ausbeutung“ in „Buch der Gesellschaft“. Karlsruhe 1926. S. 183. (Der unterstrichene Satz ist übrigens im Original gesperrt.)

<sup>325</sup> R. Mukerjee: “Principles of comparative Economics”. King & Son, London 1922. Bd. II. S. 99. Mukerjees Ansichten werden übrigens von einem Engländer bestätigt. Das Buch von G. N. Broughton (“Labour in Indian Industries”. Humphrey Milford, London etc. 1924) enthält schwere Anklagen gegen die jetzigen Verhältnisse in dem indischen Industriesystem.

<sup>326</sup> Vgl. das Kapitel “Conditions of Employment” in dem oben genannten, außerordentlich beachtenswerten Buch von Mr. G. M. Broughton.

Hungerlöhne erhalten, wandern Riesengewinne außer Landes — nach England.

Diese und ähnliche Tatsachen führten uns zu dem Ergebnis, daß wirtschaftliche Blüte in Indien nicht immer indische Wirtschaftsblüte ist<sup>327</sup>.

Doch bleibt uns die Landwirtschaft. Fast zauberhafte Kraft besitzt der Boden, um landwirtschaftliche Produkte zu erzeugen. Wenn nicht künstliche Hindernisse den Prozeß verhinderten, so wäre die indische Landwirtschaft sicherlich in der Lage, das Fünf-fache des jetzigen Ertrages hervorzubringen. Ja, „durch wissenschaftliches Verfahren könnte man dem Boden zehnfache Ernten entlocken“<sup>328</sup>. „Poverty in England, or America, or Germany“, sagt A. Loveday, „is a question of the distribution of wealth. In India it is a question of its production“<sup>329</sup>. Zweifellos ist die Unterproduktion auch eine Ursache der „extreme poverty of the Indian cultivator, and, indeed, of the whole Indian population (Loveday)“; aber es gibt daneben viele andere.

Neben den ökonomischen sind auch soziale und politische Umstände für die Armut des Landes verantwortlich zu machen. Es ist kaum möglich zu bestimmen, in welcher Proportion diese verschiedenen Umstände zur Verarmung des indischen Volkes beigetragen haben bzw. noch beitragen.

Rein ökonomische Ursachen der Armut (Mangel an gutem Boden und Bodenschätzen und dergleichen mehr) sind, wie wir gesehen haben, kaum von großer Bedeutung. Dagegen tragen die Eisenbahnen, Religionen und Bevölkerungsverteilung und -vermehrung zur Verbreitung der indischen Armut bei.

Meistens stehen aber politische und soziale Ursachen im Vordergrund, deren Einflüsse oft so unzertrennlich verwoben sind, daß man sie mit fast ebenso großem Recht sowohl den sozialen wie den politischen Ursachen zuzählen könnte. Verschwendungen scheint z. B. beim erstenmal eine soziale Ursache der Armut zu sein; aber wird nicht Verschwendungen hauptsächlich wegen des sogenannten indischen Landsystems verursacht? Das Bildungswesen und Vernichtung der indischen Industrie sind nicht rein

<sup>327</sup> Der Ausdruck stammt übrigens nicht von mir, sondern von William Digby, der das Wort geprägt hat: „The Prosperity in India is not Indian Prosperity“. („Prosperous British India“. Fisher Unwin, London 1901. S. XXXIV und in präziserer Form S. 259.)

<sup>328</sup> Earl of Ronaldshay: „Indien aus der Vogelschau“. 1925. S. 124.

<sup>329</sup> „The History and Economics of Indian Famines“. Bell, London 1914. S. 5. Genau dasselbe glaubt auch P. Pillai. (Siehe „Economic conditions in India“. Routledge, London 1925. S. 48—49.) Angesichts dieser Tatsache lohnt es sich, sich daran zu erinnern, daß die amtlichen Bücher und apologetischen Abhandlungen über Indiens wirtschaftliche Verhältnisse stets von „agricultural surplus“ reden!

politische Ursachen der Armut, sondern sind auch sozialen und ökonomischen Ursprungs.

Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß die größte Ursache der indischen Armut die äußerst geringe Verdienstmöglichkeit ist. Die Lösung des Problems der indischen Armut beruht daher hauptsächlich auf der Lösung des Problems der indischen Arbeitslosigkeit.

### 1. Gibt es eine Lösung?

“To live miserable we know not why,  
to have the dread of hunger, to work sore  
and yet gain nothing — this is the essence  
of poverty”. — R. Hunter<sup>330</sup>.

In dem “Poverty and its Vicious Circles”<sup>331</sup> betitelten Buch sagt J. B. Harry, daß die Armut eine Kette von sozialen und ökonomischen Lastern bildet, die an der schwächsten Stelle gebrochen werden muß. Außerdem, meint er, bewegt sich die Armut ständig und zwar in Kreisen. Wird der Kreislauf an irgendeiner Stelle unterbrochen, so ist viel geleistet. Die Entstehung der Armut aus einer bestimmten Ursache wird beseitigt. Nun kann man eine andere Ursache bekämpfen, so daß nach und nach die Armut auf das unvermeidliche Mindestmaß zusammenschrumpft.

Wilhelm Roscher teilt „die sämtlichen Armutmenschen in zwei große Kategorien: zu geringe Produktion, zu große Konsumtion. Die zu geringe Produktion kann da herühren, daß der Arme nicht arbeiten will, oder nicht arbeiten kann, oder keine Gelegenheit zu arbeiten findet“<sup>332</sup>. Die indische Armut wird durch „zu geringe Produktion“ verursacht. Weder das Wollen noch das Können kommt für die indischen Verhältnisse hauptsächlich in Betracht. Äußerst geringe Verdienstmöglichkeit erscheint mir die größte indische Armut-Ursache, die, ein Glück im Unglück, auch das schwächste Glied in der Kette (Armut) bildet. Es gilt also, nicht die Armut vorübergehend zu unterdrücken, sondern durch Beseitigung ihrer Ursachen sie dauernd zu überwinden. Gerade auf den letzten Umstand wird in den abendländischen Ländern am meisten und in Indien am wenigsten Wert gelegt. Alle Bestrebungen der britisch-indischen Regierung, durch Schaffung der sogenannten Notarbeiten die Hungersnöte zu überwinden, so edel und lobenswert sie in einzelnen Fällen auch sein mögen, werden und können weder die Gefahren der Hun-

<sup>330</sup> „Poverty“. Macmillan, New York 1904. S. 2.

<sup>331</sup> Erschienen 1922 bei Churchill, London.

<sup>332</sup> „System der Armenpflege und Armenpolitik“. Cotta, Stuttgart 1894. S. 3.

gersnot beseitigen, noch die Armut überwinden. Die sowieso von Unterernährung entkräfteten Menschen schwere körperliche Arbeiten, wie es in Indien meistens geschieht, verrichten zu lassen, mildert nicht das Los der Armen, sondern erschwert es. Andrersseits aber können Millionen Menschen nicht Lebensmittel wochenlang umsonst verteilt bekommen. Dazu würde nicht der reichste Schatz der Welt lange ausreichen.

Nicht eine vorübergehende, noch dazu irgend eine, sondern eine dauernde und angemessene Arbeitsmöglichkeit allein ist imstande, das Problem der indischen Armut zu lösen. Hat die Bevölkerung Arbeit, so haben wir mehr Produktion und daher wenig Unterernährung und noch weniger Hunger, wenig Krankheiten, wenig Epidemien und wenig Alkoholismus. Der Prozeß der Heilung läuft sozusagen von selbst, nur der Anfang muß irgendwie gemacht werden. Doch wie? Durch Industrialisierung auf europäisch-amerikanischer Basis sagen die einen, durch Heimindustrie auf einheimischer Basis erwidern die andern.

## 2. Soll Indien industrialisiert werden?

"It is impossible to cure the disease of poverty without a careful examination of the patient. This examination may be troublesome both to the patient and to the physician, but it is absolutely necessary ... As foolish would it be for a physician to administer the same dose of the same medicine to every patient as for the same assistance to be given to every poor person" <sup>333</sup>.

Überlegt man die Umstände, die für und wider die Industrialisierung geltend gemacht werden, so muß ich die Frage verneinen. Damit es kein Mißverständnis gibt, sei von vornherein gesagt, ich bin nicht gegen die Industrialisierung als solche, sondern nur gegen die Art und Weise, wie sie heute in Indien durchgeführt wird bzw. durchgeführt werden kann. Wenigstens für absehbare Zeit ist es weder möglich noch wünschenswert, in europäisch-amerikanischer Weise Indien zu industrialisieren. Schon in Europa ist der industrielle Betrieb kein unangefochtener Siegen <sup>334</sup>, in Indien sind die Wirkungen <sup>335</sup> (10 und mehr Arbeits-

<sup>333</sup> W. Roscher, zitiert bei I. B. Hurry: "Poverty and its Vicious Circles". Churchill, London 1921. S. 6—7.

<sup>334</sup> Vgl. I. H. Hobson: "Problems of Poverty". Methuen, London 1906. S. 62—104.

<sup>335</sup> G. M. Broughton: "Labour in Indian Industries". H. Milford, London etc. 1924. S. 101—152.

stunden bei indischer Hitze in schlechten Fabrikräumen, Fehlen von öffentlichen Parks, niedrige Löhne) viel nachteiliger<sup>336</sup>.

Das Minimum an Arbeitsstunden, die mangels passender Beschäftigung vergeudet werden müssen, ist, wie wir gesehen haben, mindestens 100 Milliarden im Jahr. Es gilt nun eine Arbeitsmöglichkeit zu finden bzw. sie zu schaffen, die die freie Zeit der Millionen von beschäftigungslosen Menschen wird ausfüllen können. Wie ist das überhaupt möglich, wenn man Indien auf europäisch-amerikanische Weise industrialisiert? Wie ist es z. B. möglich, diejenigen Frauen zu beschäftigen, denen es nicht gestattet ist, Haus und Hof zu verlassen? Ein enthusiastischer Anhänger des modernen Industrialisierungsgedankens wird darauf zweifellos erwidern: Fort mit dem Purdahsystem! Das ist leicht gesagt. Die Macht jahrhundertelanger Tradition wird aber durch einen einzigen Spruch nicht gebrochen. Will man die indische Arbeitslosigkeit beseitigen, so muß man sich nicht Illusionen hingeben. Eine Reformierung der indischen Sitten und Gebräuche kann niemals auf Befehl, sondern einzig und allein durch Bildung geschehen. Durch das moderne Industriesystem kann also die Arbeitslosigkeit der indischen Frauen nicht beseitigt werden.

"In our country", sagt R. Mukerjee, "for nearly three months in the year agriculture is almost at a standstill. Moreover, large-scale farming is unknown in our country on account of our characteristic system of land tenure, and law of inheritance. Property being subdivided amongst a large number of family members, each person gets only a small plot of land to cultivate"<sup>337</sup>. Wie kann man also die männliche Agrar-Bevölkerung gerade dann beschäftigen, wenn sie nichts auf den Feldern zu tun hat?

Angenommen, daß es doch schließlich irgendwie möglich wäre, stets genug Arbeitskräfte zur Verfügung zu haben. Woher wird man das Kapital nehmen, um in Indien so viele Fabriken,

<sup>336</sup> Of Calcutta, a western Writer (Stevans) remarks: "Calcutta is a shame — even for the East. In its slums, mill hands and dock coolies do not live, they pig. Houses choke with unwholesome breath drain and compounds fester in filth". Furthermore, urban conditions seem to be getting worse rather than better. In 1907 ... in the cotton mills of Bombay the hours regularly worked ran from thirteen to fourteen hours. In the Jute-mills of Calcutta usually worked fifteen hours. Cotton-ginning factories required their employees to work seventeen and eighteen hours a day ... Later, however, legislation was passed by the Indian Government bettering working conditions somewhat (!?) especially for women and children. But in 1913 the French Economist Albert Métin, after a careful study, reported factory conditions not greatly changed, the Factory Acts systematically evaded, hours very long, and wages extremely low." (Lothrop Stoddard: "The New World of Islam". Chapman & Hall, London 1922. S. 269—270.)

<sup>337</sup> "The Foundations of Indian Economics". Longmans, Green & Co., London 1916. S. 323. Vgl. vom selben Verfasser: "Rural Economy of India". Longmans, London 1926. S. 83 f., u. 231 ff.

Maschinen und Betriebsstoffe einzurichten, daß die 100 Milliarden Arbeitsstunden ausgefüllt werden können. Woher die Facharbeiter? Und vor allem woher die Organisatoren? Durch das bloße Reden und Schreiben eines vom europäisch-amerikanischen Industriesystem geblendetem Wirtschaftspolitikers werden keine Fabrikgebäude errichtet, keine Maschinen, Organisatoren und Facharbeiter herbeigeschafft.

Bevor Indien in einer befriedigenden Weise industrialisiert werden kann, müssen folgende Vorbedingungen erfüllt werden:

1. Herbeischaffung des einheimischen Kapitals, so daß Indiens Schätze nicht fremdem Kapital preisgegeben werden, und
2. Sorge für das Wohl der industriellen Bevölkerung, so daß sie nicht unter Umständen zu arbeiten braucht, die nicht nur für das jetzige, sondern auch für die kommenden Geschlechter schädlich sind.

Will man in Indien einheimisches Kapital, Facharbeiter und Organisatoren haben, dann gibt es ein einziges Mittel, sie zu bekommen: und dies Mittel heißt Bildung! Durch Bildung<sup>338</sup> geweckt, werden die Menschen imstande sein, technische Leistungen zu verrichten, gelernte Arbeiter zu werden und gute Arbeit zu leisten. Erst wenn die Reichen Bildung genossen haben, werden sie bereit sein, die Millionen Rupien, die jetzt zurückgehalten werden, der Wirtschaft zur Verfügung zu stellen. Ebenfalls durch die Bildung werden manche latente Kräfte geweckt und hierdurch Wirtschaftsorganisationen geschaffen. Bildung also muß nicht der Industrialisierung folgen, sondern ihr vorangehen. Täuschen wir uns aber nicht. Die Bildung wird das Volk erst bekommen, wenn es zur Mitarbeit an der Gestaltung seines Schicksals zugelassen wird. Unter den gegebenen Momenten also (fremde Herrschaft, fremdes Kapital, unbildetes Volk, ungelernte Arbeiter und dergleichen) ist die Industrialisierung für Indien schädlich; darüber bin ich mir völlig im klaren. Also nicht in der Industrialisierung, sondern in der Entwicklung der Heimindustrie und Landwirtschaft liegt

### 3. Der Ausweg.

“There is more reason in the gospel of the Charkha — the spinning wheel than would be supposed by people unfamiliar with Indian conditions”.

Prof. Gilbert Slater<sup>339</sup>.

Für die Einführung bzw. Wiederbelebung der Heimindustrie in Indien stehen keine unüberwindlichen Hemmnisse im Weg,

<sup>338</sup> Das Wort im weitesten Sinne gefaßt: also sowohl technische wie geistige Erziehung.

<sup>339</sup> In der Vorrede zu Pillais “Economic Conditions in India”. Routledge, London 1925. S. XVI. Soviel mir bekannt ist, gibt es keinen, in-

für die in erster Linie natürlich Weben und vor allem Spinnen in Betracht kommen.

Die Einführung des Spinnens als Heimarbeit und des Webens als Dorfindustrie ist unendlich vielleicht als man glaubt. Noch ist die Kunst des Spinnens und des Webens nicht ausgestorben. Und es ist ein leichtes, irgend jemandem das Spinnen beizubringen. In 2—3 Stunden kann man es erlernen. Was die Herstellung der Spinnräder anbelangt, so ist sie durchaus nicht schwierig. Was ist eigentlich dazu erforderlich? Holz, Nägel, Schrauben und vor allem Schreiner- bzw. Tischlerarbeit. Hat aber Indien dies nicht alles im Überfluß<sup>340</sup>?

Nur durch die Heimindustrie kann die Arbeitslosigkeit beseitigt werden. Die wenigen Fortschritte, die das moderne Industriesystem in Indien erzielt hat, hat Indien nicht nur die Gesundheit Millionen seiner Kinder, sondern auch die unersetzbaren Schätze gekostet.

Unterschätzen wir aber die Schwierigkeit der Wiederbelebung der Heimindustrie nicht. Ihre Einführung ist keine Aufgabe, die über Nacht verwirklicht werden kann. Doch ist sie möglich, während das moderne Industriesystem zum großen Teil für lange Jahre ein unerfüllbarer und, soweit erfüllbar, kein schöner Traum ist.

“The Problem in India”, sagt P. Pillai, “is not the concentration of wealth in the hands of a few, and penury and suffering for the many, but an exceedingly low standard of wealth production all round”<sup>341</sup>. Infolgedessen hungert ein durchaus nicht minimaler Teil des indischen Volkes und ein weitaus größerer leidet an Unterernährung, was überhaupt nicht notwendig ist. Denn es steht unzweifelhaft fest, daß die landwirtschaftlichen Erträge binnen weniger Jahre mindestens vervierfacht werden können.

Der Wirtschaft eines Landes bekommt es nicht, wenn die Nachfrage oder das Angebot allein größer wird. In jenem Falle gewinnen nur die Produzenten und in diesem die Konsumenten.

dische Verhältnisse kennenden Ökonomen, der je irgendetwas gegen die Einführung des Spinnrads überhaupt eingewendet hat. Selbst die Gegner des Charkha geben zu: “There is of course no objection to the Charkha for those who have nothing better to do”. (Brij Narain, welcher übrigens behauptet: “That the Charkha is no [ultimate] solution”. “Population of India”. R. Krishna, Anarkali, Lahore 1925. S. 207.) Shah und Khambata sind ebenfalls Gegner des Charkha, geben aber zu: “As a subsidiary industry, as a bye-employment, there is and can be nothing to be said against the spinning wheel”. (Wealth and Taxable: “Capacity of India”. Taraporevala, Bombay 1924. S. 322.)

<sup>340</sup> Wie man sieht, habe ich ein Argument Friedrich Lists angewendet. (Vgl. den Brief Fr. Lists an seinen Freund Baader. Angegeben bei Carl Jentsch: „Volkswirtschaftslehre“, Grunow, Leipzig 1920. S. 108.)

<sup>341</sup> “Economic Conditions in India”. Routledge, London 1925. S. 49.

Das Land als Ganzes gewinnt kaum irgendetwas dabei. Dagegen hat das ganze Land Nutzen, wenn die Nachfrage und das Angebot gleichmäßig größer werden. Wir können daher sagen: Die Steigerung der Produktion, also des Angebotes, mit der gleichzeitigen, gleichmäßigen Steigerung der Nachfrage ist die Voraussetzung eines wirklichen Fortschrittes, bei dem keiner verliert und viele gewinnen.

Ungefähr dasselbe wird in Indien der Fall sein, wenn einerseits die landwirtschaftlichen Erträge (durch Neubebauung bzw. Verbesserung der Landwirtschaft) und andererseits die Nachfrage darnach (durch die nunmehr, dank der Heimindustrie, kaufkräftig gewordene bisher hungernde bzw. unterernährte 150-Millionen-Bevölkerung) gleichmäßig größer werden<sup>342</sup>. Die Entwicklung der indischen Wirtschaft ist gar nicht abzusehen. Kein Wunder, daß Ronaldshay Indien ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten nennt.

Natürlich stehen wir heute weit vom Ziel. Trotz allem, was die britische Regierung getan, kann und muß gesagt werden: Nur wenn England und Indien an der Lösung der uns bevorstehenden Aufgaben zusammenarbeiten würden, werden die schwierigen Probleme eine friedliche Lösung finden und — um einen Ausdruck von C. Brinkmann zu gebrauchen — „aus Schwierigkeiten von gestern können Stützen von morgen werden“<sup>343</sup>.

England hat uns das versprochene Heil nicht gebracht. Allein konnte es auch nicht. Es gibt eben Dinge, wo die englisch-indische Regierung machtlos ist<sup>344</sup>. Es ist z. B. bekannt, daß die Witwenverbrennung erst dann verboten wurde, nachdem die Regierung sich der Hilfe einflußreicher Inder bewußt wurde. Und auch heute gibt es viele Dinge, z. B. Kinderheiraten, die sie ruhig duldet, obschon sie sie, woran kaum zu zweifeln ist, am liebsten abgeschafft hätte.

“It is not the lack of skill upon the part of the cultivator ... which has caused his poverty”, sagt A. Loveday und fügt hinzu: “If the productivity of the land is to be materially increased, the whole social and economic basis of society must first be revolu-

<sup>342</sup> Dann (erst dann!) werden die Eisenbahnen auch dem indischen Volk nützlich, indem sie von dem einen indischen Orte zu einem anderen Güter (hauptsächlich indische) transportieren werden. „Der (gute) Zweck“, sagt man, „heiligt die (schlechten) Mittel“. Könnte man nicht mit ebenso großem Recht sagen: „Der (schlechte) Zweck entheiligt die (guten) Mittel?“

<sup>343</sup> „Die jüngste Entwicklung des englischen Imperialismus“. (Weltwirtschaftliches Archiv. 1925. S. 270.)

<sup>344</sup> Die vom Kaiser Akbar dem Großen erlassenen Verordnungen (betr. religiöser Angelegenheiten) erwähnend, sagte Vincent A. Smith: “If the British Government attempted such measures it could not last a week”. (The Oxford History of India. Clarendon Press. 1923. S. 360.)

tionised”<sup>345</sup>. Desgleichen sagt Broughton: “In order, that improved agricultural methods may be widely adopted, it is desirable that the holdings should become larger in size. It is to be feared, however, that this will not happen without revolutionary changes in the laws of the country”<sup>346</sup>.

Dennoch wird nichts getan, diese Übel abzuschaffen. Einfach deshalb, weil der britisch-indische Staat keine Unzufriedenheit heraufbeschwören will. Es fällt den Engländern nicht ein, im Interesse der indischen Gesamtheit selber Gefahr zu laufen. Die Engländer allein können die Übel nie abschaffen.

Ebensowenig kann Indien, selbst wenn es politisch unabhängig wäre, die geistige und praktische Hilfe europäisch-amerikanischen Intellekts entbehren. Indien ist in vielerlei Hinsicht weit zurück. In Industrie und Landwirtschaft, Religion und Erziehung, Sitten und Gebräuchen — überall sind Reformen notwendig. Diese Reformen wird Indien kaum allein durchführen können, deshalb bedarf es um so mehr der Mitwirkung einer gebildeten und entwickelten Nation.

Die bisherige Geschichte des indischen Volkes ist die Geschichte der Leiden des indischen Volkes. Soll es in Zukunft anders werden, so muß man bedenken, daß Englands und Indiens Interessen sehr oft kollidieren. Es ist daher unsere Pflicht, die Führung nicht nur zu kontrollieren, sondern, sobald wir es können, selbst zu übernehmen. Denn ohne Selbstregierung ist es weder möglich materiellen Wohlstand zu erlangen noch politische Unterdrückungen, die fast immer mit Erniedrigungen der einheimischen Bevölkerung begleitet werden, zu verhindern oder ihre Wiederholung zu vermeiden.

Nur englische und indische Kräfte vereint werden imstande sein, die sozialen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten zu überwinden und hierdurch die Armut Indiens zu verringern. Und kaum etwas gibt es in Indien, was nicht reformbedürftig wäre; überall tut eine gründliche Erneuerung not. Dies ist wiederum nur möglich durch die Erfüllung der Sehnsucht nach Indisch-Indien; solange das nicht geschieht, bleibt Indien in der tiefsten moralischen, kulturellen, religiösen, politischen und wirtschaftlichen Finsternis.

---

<sup>345</sup> “Indian Famines”. Bell, London 1914. S. 8.

<sup>346</sup> “Labour in Indian Industries”. Humphrey Milford, London etc. 1924. S. 13.

---

# Literaturverzeichnis.

## I. Allgemeine Darstellungen über Indien:

1. The Imperial Gazetteer of India. "The Indian Empire". 4 Vols. Clarendon Press, Oxford 1908.
2. The Oxford Survey of the British Empire. "Asia". Clarendon Press, Oxford 1914.
3. Sir W. W. Hunter: "The Indian Empire. Its History and its Products." London 1882.
4. Sir John Strachey: "India. Its Administration and Progress." Macmillan, London 1903.
5. Sir F. Fuller: "The Empire of India". Pitman & Son. 1913.
6. Sir T. Holdich: "India". Frowde, London 1904.
7. J. Sievers: „Bilder aus Indien“. Seemann, Leipzig 1922.

## II. Zur Geschichte Indiens:

8. Vincent A. Smith: "History of India". Clarendon Press, Oxford 1923.
9. Emil Schmidt: „Geschichte Indiens“. Bibliographisches Institut. Leipzig 1923.

## III. Zur Einführung in die indische Volkswirtschaft:

10. Radhakamal Mukerjee:
  - a) "The Foundations of Indian Economics". Longman, London 1916.
  - b) "Principles of Comparative Economics". 2 Vols. King & Son, London 1921.
11. Pramethenath Banerjea: "A Study of Indian Economics". Macmillan, London 1913.
12. Jadhunath Sarkar: "Economics of British India". Longmans, London 1917.
13. P. P. Pillai: "Economic Conditions in India". Trübner, London 1925.
14. Sten Konow: „Indien unter der englischen Herrschaft“. Mohr, Tübingen 1915.

## IV. Zur indischen Wirtschaftsgeschichte:

15. W. H. Moreland: "India at the Death of Akbar". Macmillan, London 1920. — "From Akbar to Aurengzeb". Macmillan, London 1923.
16. R. C. Dutt: "The Economic History of India". 2 Vols. Trübner, London 1906.
17. L. C. Knowles: "The Economic Development of the Overseas Empire. 1763—1914." Trübner, London 1924.

## V. Über Probleme der indischen Volkswirtschaft:

18. Wadia und Joshi: "The Wealth of India". Macmillan, London 1925. — "Money and Money Market in India". Macmillan, London 1926.
19. K. T. Shah und Khambata: "Wealth and Taxable Capacity of India". Bombay 1924.
20. K. T. Shah: "Sixty years of Indian Finance". Bombay 1921. — "Trade, Tariffs and Transport in India". Bombay 1923.
21. Theodore Morison: "The Economic Transition in India". Murray, London 1914.
22. P. Banerjea: "Fiscal Policy in India". Macmillan, London 1921.
23. Dadabhai Naoroji: "Poverty and Un-British Rule in India". Sonnenschein, London 1901.

24. William Digby: "Prosperous British India". F. Unwinn, London 1901.
25. A. Loveday: "The History and Economics of Indian Famines". Bell, London 1914.
26. B. Hassan: "The Drink and Drug Evil in India". Garresh, Madras 1922.
27. N. L. Darling: "Punjab Peasant in Prosperity and Debt". Humphrey Milford, London 1925.
28. Brij Narain: "Population of India". Lahore 1925.
29. R. Mukerjee: "Rural Economy of India". Longmans, Green & Co., London 1926.
30. D. A. Gadgil: "The Industrial Evolution of India in Recent Times". H. Milford, London etc. 1924.
31. C. N. Vakil: "Financial Development in Modern India". King, London 1925.

VI. Allgemeine Literatur:

32. "A Survey of the British Empire". Edited by Hugh Gunn. 12. Vol. Collins, London 1924.
33. "The Encyclopedia of the British Empire". Edited by Domville-Fife. Rankin, Bristol 1923.
34. A. Demangeon: "Das britische Weltreich". Vowinkel, Berlin 1926.
35. A. Hettner: "Englands Weltherrschaft". Teubner, Berlin 1917.
36. Sir V. Chirol: "India". Benn, London 1926.
37. Ronaldshay: "Indien aus der Vogelschau". Brockhaus, Leipzig 1925.
38. J. Hobson: "Problems of Poverty". Methuen, London 1906.
39. W. Roscher: "System der Armenpflege und Armenpolitik". Cotta, Stuttgart 1894.
40. G. Uhlhorn: "Die christliche Liebestätigkeit". 3 Bde. Stuttgart 1884.
41. G. Ratzinger: "Geschichte der kirchlichen Armenpflege". Herder, Freiburg.
42. I. C. Brown: "The Cure for poverty". S. Paul, London 1914.
43. H. George: "Progress and Poverty". Trübner, London 1906.
44. I. B. Hurry: "Poverty and its Vicious Circles". Churchill, London 1921.

VII. Von den Zeitschriftenartikeln sind die folgenden benutzt worden:

45. D. H. Dodwell: "Economic Transition in India". (Economic Journal, Dezember 1910.)
46. Dr. Günther Voigt: "Staat und Eisenbahnwesen in Britisch-Indien". (Archiv für Eisenbahnwesen. 1926.)
47. C. Brinkmann: "Die jüngste Entwicklung des englischen Imperialismus". (Weltwirtschaftliches Archiv. 1925.)
48. Hübbe-Schleiden: "Indien und die Inder". (Mitteilungen der geographischen Gesellschaft, Hamburg 1889.)
49. G. Simmel: "Zur Soziologie der Armut". (Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. 1908.)
50. A. Smedley: "Indien als entscheidender Faktor der Weltpolitik". (Zeitschrift für Geopolitik, Juni 1925.)
51. "Mahatma Gandhis Leidenszeit". (Gesammelte Artikel. Rotapfel, Zürich 1925.)

Anmerkung zu Seite 26:

<sup>79</sup> "No other cause of the century has called forth so much unselfish effort or enlisted so numerous a body of workers as the cause of the temperance". (Rowntree and Sherwell: "The Temperance Problem and Social Reform". Hodder & Stoughton, London 1900. S. 1.)





339

J23 A

آخری درج شده تاریخ پر یہ کتاب مستعار  
لی گئی تھی مقررہ مدت سے زیادہ رکھنے کے  
صورت میں ایک آنے یو میہ دیرانہ لیا جائے گا۔

سندھ  
کا

لیل بیان کنندگان  
لیل بیان کنندگان  
لیل بیان کنندگان  
لیل بیان کنندگان

بِسْمِ اللَّهِ الرَّحْمَنِ الرَّحِيمِ  
يَا أَيُّهُ الْمُنْذِرِ  
إِنَّمَا الْأَنْذِرُ كَمَا أُنْذِرَ  
وَمَنْ يُنْذَرَ فَإِنَّمَا يُنْذَرُ  
بِمَا يَعْمَلُونَ